

Erinnerung an die Sommerfrische  
(Motiv aus Krummhübel im Riesengebirge)  
Photographie von Louis Römer



# Gleisliche Chronik



W  
08

REDAKTION: B. CLEMENZ



Das norwegische Blockhaus  
in dem neueröffneten Füllner-Parke  
in Warmbrunn

phot. Schmitz in Hirschberg

## Schlesier an der Wasserfront

Der Schlesische Flottenverein veranstaltete auch in diesem Jahre eine Lehrer- und Schülerfahrt in der Absicht, die Seeinteressen auch im Binnenlande auf günstigere Voraussetzungen zu bringen. An 220 Personen nahmen daran teil. Am Montag, den 5. Juli, begann die Reise und am Sonnabend, den 10. Juli, endigte sie.

Am Montag war Reisetag; die Teilnehmer trafen sich in Berlin nachmittags 2 1/2 Uhr. Vom Schlesischen Bahnhof aus wurde in bestellten Wagen eine Rundfahrt durch die Stadt angetreten und dann nach Hamburg weitergefahren, wo man nachts um 1/2 11 Uhr eintraf.

Hamburg imponiert schon mit seinem riesigen Bahnhofe, dann durch seine durchweg großzügigen Straßenanlagen, die durch die Bassins und Flete einen selten schönen Reiz erhalten. Die fünf- und sechsstöckigen, vielfach mit Gold gezierten Patrizierhäuser, die eleganten Hotels und Restaurants und die riesigen Kauf- und Handelshäuser müssen den nachhaltigsten Eindruck von der Blüte des Handelshafens, der der dritte der Welt ist, hinterlassen. Die „Alsterluft“ mitten im Alsterbassin wird mit ihrer Eleganz und guten Verpflegung in guter Erinnerung bleiben.

Am folgenden Tage wurde zunächst ein Rundgang durch Hamburg unternommen; das herrliche Bismarck-Denkmal am Hafen steht wie die Verkörperung des rocher de bronze da und verkündet weit hinaus ins Meer die eiserne Größe des Deutschland. Die verwirrende Fülle der Hafengebäude wurde durch eine Rundfahrt im Hafen im Einzelnen studiert; es wurde der große neue Passagierdampfer „Amerika“ der Hamburg-Amerika-Linie besichtigt, ein Schiff von Riesendimensionen, das gerade von Amerika hergekommen war und nun für seine neue, am 8. Juli angetretene Reise frisch frisiert wurde. Auf der Bahnfahrt nach Kiel am Nachmittag war die Beobachtung der seltsamen Landschaftsformen, Marsch mit Knicks, Heide, Geest von Interesse. Wir Schlesier konnten dabei die Beobachtung machen, daß die Schleswig-Holsteiner an ihrer Hausbauart fester hängen, als die Schlesier. Geradezu großartig war der Empfang in Kiel. Man empfing uns mit der Marinekapelle, und Marineangehörige übernahmen von nun an die nautische Leitung. Am Mittwoch begannen die Hafensfahrten durch den Kieler Hafen. Die unerschöpfliche Menge der Eindrücke erforderte eine ganze Reihe von Einzelschilderungen. Alles war uns neu, und überall wurde uns das Seltene neben dem Alltäglichen, das Ereignis neben dem Gewöhnlichen zur Instruktion und Belehrung. Die Besichtigung der kaiserlichen Werftanlagen, wo allein 10 000 Arbeiter im Dienst sind, nahm Stunden in Anspruch. Es war sehr interessant, daß gerade zwei neue Kriegsschiffe auf der Werft lagen, das eine lief Sonnabend vom Stapel, das andere ist (ein Linienschiff) im Bau. Ferner wurden die im Hafen liegenden Kriegsschiffe „Württemberg“, das am 9. Juli in See ging, und „Kaiser Friedrich III.“ besichtigt. Namentlich überraschte uns der Besuch des Kriegshafens. Dort lag — zufälligerweise — die ganze deutsche Hochseeflotte, 16 Linienschiffe, eine Menge Kreuzer und 21 Torpedoboote. Ungemein war uns der Zufall günstig. Es wurde nämlich bekannt, daß der deutsche Kaiser am selben Tage auf seiner „Hohenzollern“, von Sahnitz kommend, im Hafen eintreffen werde. Um 4 Uhr nachmittags, just als die Sonne nach langer Zeit zum erstenmale durchbrach, zog die „Hohenzollern“, die weißgelbe, wie ein stolzer, riesiger Schwan an unserm Schiffelein vorüber; der Kaiser auf der Kommandobrücke dankte auf unsere begeistertste Begrüßung recht freundlich. Als wir am Abend von der Höhe von „Bellevue“ die ganze Kriegsflotte im Hafen überblickten und die „Hohenzollern“ dabei — da zog auch beim Skeptischen die nationale Freude und die Begeisterung für die Marine ein. Die tausend Lichter, die mit rätselhaftem Aufblitzen das Dunkel der Nacht durchbrechen, gaben sattfame Augenweide. Tausende von Menschen

halten in diesen schwimmenden Kasernen die Wacht an der See, die heut in bedeutenderer Weise die ehemalige Parole der „Wacht am Rhein“ abgelöst hat!

Der Donnerstag brachte neue Seebilder und ungelante Schönheiten. Da war zuerst die Fahrt in den Kaiser-Wilhelm-Kanal bis Levensau; die hochgespannte Eisenbrücke bietet einen großartigen Anblick. Dann Rückfahrt quer durch den Hafen nach Moltkenort, am Steilrande der Rüste gelegen, wo spielende Wasser zum Bade einladen. Nach einem guten Mittagessen Fahrt zum Seebade Laboe, wo ein Raketen-Apparat zur Rettung Schiffbrüchiger vorgeführt wurde, ein Schauspiel, das auch die vielen Badegäste, die sich in ihren wimpelgeschmückten Sandburgen aufhielten, sehr interessierte. Dann Fahrt ums Feuerschiff, ein feuerrot angestrichenes festgemachtes Warnungsschiff am Hafeneingange. Dann Besuch auf dem Schulschiff „König Wilhelm“, das zirka 1000 Schiffsjungen Ausbildung gibt. Großartig waren die Leistungen im Turnen, Segeln, Seemannsarbeiten und besonders die artilleristischen — jedwedes Herz beglückwünscht die Flotte, die solche Jungens bekommt. Da ist körperliche und geistige und vor allem Willensbildung, Tatkraft, Mut und Schneid. Am Abend konnten wir noch dem Kieler Altertumsmuseum einen Besuch abstatten, dessen Clou das Wikingerschiff ist, das dem 5. Jahrhundert entstammt und im schleswigschen Moore vor zirka 50 Jahren gefunden wurde. Die größte Seefahrt brachte der Freitag; eine 4 1/2 stündige Fahrt nach Sonderburg und Alsen. Bei herrlich glatter See ging sie von statten, und es war eine unvergeßliche Fülle der Bilder, die das wunderreiche Meer bot. Bei Düppel Besichtigung der Schanze V und der Denkmäler. Auf der Heimfahrt trafen wir den Kaiser abermals auf der See — diesmal auf seiner Yacht „Meteor“, in der Nähe Sleipner, das Begleitschiff, und die schöne „Hohenzollern“.

Endlich ein letzter Blick auf den Hafen, und alle, die sich schnell zusammen gefunden, gehen auseinander. Wir Schlesier sind nicht leicht zu gewinnen für das Fremde. Aber hier sprach die Größe der deutschen Arbeit, der Wehrkraft der deutschen Marine, die Bedingtheit und Notwendigkeit des Geschaffenen deutlich. Die deutsche Seemacht ist ein Hebel des Fortschritts, wer sie richtig einschätzen will, muß das Leben und die Verhältnisse kennen lernen!

Und noch eins. Die biedere Gemütlichkeit. Der Leiter dieser Flottenfahrten, Herr Hauptmann Volck, versteht solche Gemütlichkeit bei aller Programmschärfe zu erzeugen. Und das ist gut so, wir haben uns schnell verstehen gelernt. Sein seemännischer Helfer, Herr Oberleutnant Spieß, hat alt und jung stark zu interessieren gewußt.

E.

## Einweihungen — Jubiläen — Feste

**Warmbrunn.** Die Einweihung des Füllnerparks und des norwegischen Blockhauses fand am 17. Juli statt. Um 5 Uhr versammelten sich die geladenen Gäste, darunter der Regierungspräsident Freiherr von Scherr-Bohof und Frau, Landrat Graf Büdler und Frau, Vertreter der Gemeinde Warmbrunn und Herischdorf, Vertreter von Vereinen, der Geistlichkeit und Lehrer bei der Villa des Herrn Kommerzienrats Füllner. Von hier aus begab man sich zum Park, an dessen Eingang eine große Ehrenpforte aufgerichtet war und die Berthold'sche Kapelle die Teilnehmer mit Fanfarenklängen begrüßte. Bei dem Rundgang durch den Park waren alle Teilnehmer entzückt von der schönen Anlage. Die Besichtigung erstreckte sich bis zur Füllner'schen Arbeiterkolonie, die Flaggen schmuck angelegt hatte. Dann wurde noch das Blockhaus besichtigt. Bei dem dann folgenden Festmahl hieß Herr Kommerzienrat Füllner die Gäste herzlich willkommen und betonte, daß die Schaffung des Parkes zur Erinnerung an die Silberhochzeit unseres Kaiserpaars erfolgt sei. Die Rede schloß mit einem Hoch auf das Kaiserpaar. Das Festmahl nahm einen prächtigen



Vom Mannschießfeste in Lützen  
(Water Jahn im Festzuge)

Verlauf. Der Part ist eine Sehenswürdigkeit und wird von dem reisenden Publikum als solche aufgesucht werden. Er ist 68 Morgen groß und bietet im ganzen 9 Kilometer Wege.

**500jähriges Jubiläum der Stadt Hohenfriedeberg.** Die Feier des 500jährigen Jubiläums der Stadt Hohenfriedeberg fand am 24. und 25. Juli mit der feierlichen Weihe des neuen Rathauses und Postgebäudes statt. Zur Weihe versammelten sich die städtischen Körperschaften, Vertreter der staatlichen Behörden, unter ihnen Landrat von Lösch, Geheimer Posttrat Peschel aus Liegnitz und Geheimer Baurat Winkler aus Dresden, Abordnungen der Nachbarstädte Volkenhain, Striegau und Freiburg, die Geistlichen und Lehrer vormittags 11 Uhr im bisherigen Amtslokal und begaben sich dann in feierlichem Zuge vor das neue Rathaus. Nach einem Choralgesang des Männergesangsvereins überreichte der Erbauer des Rathauses, Maurermeister Schubert, mit einer Ansprache dem Landrat den Schlüssel zum Rathause, welcher ihn Bürgermeister Lente übergab, der die Tür öffnete, worauf sich sämtliche Festteilnehmer zur ersten Festigung in den Stadtverordnetenversammlungssaal begaben. Landrat von Lösch

übermittelte die Glückwünsche des Regierungspräsidenten Frhrn. von Seherr-Hof und der Kreisbehörden, gedachte der historischen Vergangenheit Hohenfriedeburgs und schloß mit einem Hoch auf den Kaiser. Hierauf dankte Bürgermeister Lente allen Festteilnehmern für ihr Erscheinen und vollzog die Weihe des neuen Rathauses. Von den Vertretern der Stadt Volkenhain wurde ein Bild Friedrichs des Großen in geschmackvollem Rahmen überreicht, während die Vertreter der Stadt Freiburg einen Regulator stifteten. Nach einem Frühschoppen im Garten der „Goldenen Krone“ vereinigten sich nachmittags 2 Uhr die Festteilnehmer zu einem Festmahl im Saale des „Schwarzen Adler“, bei dem Generalleutnant z. D. von Busse auf Möhnersdorf den Kaisertoast ausbrachte. Stadtrat Beigeordneter Vogel aus Striegau gab bekannt, daß auf Beschluß der städtischen Behörden zu Striegau die „Weberstraße“ fortan „Hohenfriedeburgerstraße“ benannt werden wird. Abends fand ein Zapfenstreich, verbunden mit Fackelzug der Schuljugend, statt, am folgenden Tage auf der Siegeshöhe ein Kinderfest und abends noch ein Kommers.



Vom Mannschießfeste in Lützen  
(Hotel zum grünen Baum)

**Das Mannschießfest zu Lüben.** Ein Volksfest von kaum nachweisbarem Alter beging in der Zeit vom 27. Juni bis 4. Juli unter außerordentlicher Beteiligung von auswärts unser freundliches Lindenstädtchen. Findige Köpfe hatten die Pläne hierzu entworfen, und fleißige Hände waren für deren tadellose Ausführung tätig gewesen. Daber gestaltete sich denn auch der Festzug zu einem so glanzvollen wie nie zuvor. Im ungetrübten Glanze der Mittagssonne setzte er sich durch die mit Birken und anderem Waldesgrün überreich geschmückten Straßen in Bewegung, von einer nach Tausenden zählenden Menschenmenge angestaunt und jubelnd begrüßt. Voran erschien hoch zu Ross ein Herold mit dem Stadtwappen. Ihm folgten der Leiter des Festes, Herr Kreisarzt Dr. Wagener mit seinem Adjutanten, Herrn Polizeikommissar Kressin, und eine Anzahl Fanfarenbläser in historischen Kostümen. Der prächtig kostümierten Regimentskapelle reichten sich vor dem Rathaus als sogenannter Königszug die Ehrengäste mit dem letzten Mannschießkönige an. Dahinter folgten der Kriegerverein mit sechsspännigem Geschütz, geführt von einem Kriegerveteran und der Landwehrverein in historischen Uniformen. Letztere veranschaulichten als Zeugen einer großen Zeit die Generale Sneyenau, Scharnhorst, Seydlitz mit einem Rittmeister, einem Leutnant mit zwei Kürassieren und vier Grenadiere Friedrichs des Großen. Vertreter des Maurer- und Zimmergewerbes begleiteten ihre eigens für dieses Fest angefertigten Kunstwerke. Das der Zimmerer war ein völlig naturgetreues Modell des Kirchleins der Heil- und Pflageanstalt hieselbst. Die Feuerwehren brachten in Kleidung und Ausrüstung recht lebenswahr das Einst und Jetzt zum Ausdruck. In schmuder Uniform marschierte dahinter die Sanitätskolonne. Eine unerwartete Fierde des Zuges bildeten die verschiedenen Festwagen, worunter etliche waren, die man bei ähnlichen Gelegenheiten noch nirgendwo gesehen hat. Während die Vertreter des kaufmännischen und des Rabatt-Sparvereins in blumengeschmückten Landauern sich bequem machten, erschienen die Jünger der Fleischerinnung hoch zu Ross. Ueberhaupt wird der Festzug dank dem Entgegenkommen des Regimentskommandos weit über hundert Berittene auf. Den Schluß bildeten prächtig geschmückte Automobile. Für die Marschmusik waren außer einigen Trommler- und Pfeiferkorps gewonnen worden: die Kapellen des Dragonerregiments, der Liegnitzer Grenadiere, die Haselovsche Kapelle aus Steinau und die Lübenener Stadtkapelle. Bei seinem Eintreffen auf dem Festplatze hatte der Festzug alle Mühe, sich durch die wogende Menschenmenge Bahn zu brechen. Nachdem Herr Kreisarzt Dr. Wagener seine die geschichtliche Bedeutung des Festes beleuchtende Ansprache beendet hatte, löste sich der Festzug auf. Bis in die spätesten Abendstunden wogte das bunteste Treiben. Von 4 bis 7 Uhr konzertierte die Regimentskapelle unter persönlicher Leitung ihres Dirigenten, Herrn königlichen Obermusikmeisters Pohlmann, während aus dem Zelte der Pianomechanik-Fabrik die Klänge der Steinauer Kapelle hervorquollen. Dazwischen hinein kreischten vom nahen Turnplatze her die schrillen Stimmen feilbietender Krämer und lockender Schaubudenbesitzer, und zwei Karruffels vermehrten mit ihren Leiern das oft unerquickliche Tongewirr. Bei eintretender Dunkelheit erstrahlte der Festplatz von Tausenden bunter Lämpchen, Papierlaternen und Gasflammen in Tageshelle.

Trotzdem die folgenden Tage mehr oder weniger Regenschauer brachten, hörte doch der Verkehr auf dem Festplatze nicht auf, denn jeder Abend brachte abwechselnde Unterhaltung, während tagsüber der Schießstand fleißig besucht worden war. Am Sonntag darauf fand die Preisverteilung und damit das Ende des Festes statt. Diese eigenartige Veranstaltung, die gewohnheitsgemäß alle fünf Jahre sich wiederholen soll, ist ohne Zweifel auf die Zeit der Türkenunruhen zurückzuführen.

Maßker

## Die Wüstung Maßdorf

Nur 4 1/2 Kilometer von dem schlesischen Marktflecken Tropolowitz, Kreis Leobschütz, entfernt liegt zwischen den Dörfern Alt-Bürgersdorf im Süden und Neudörfel im Norden in einem stillen, schmalen Wiesentale des österreichisch-schlesischen Gesentes, das von einem Quellbache des Kohlflusses entwässert wird, das Vorwerk Maßwiese.

Nach Aussage des Volksmundes soll hier in grauer Vorzeit ein Kirchdorf des Namens „Maßdorf“ bestanden haben; das Dorf habe seinen Untergang durch Versinken im moorigen Talgrunde gefunden. Erst durch einen Zufall sei man wieder auf die verschwundene Siedlung aufmerksam geworden. Einst seien Hirten durchs Maßdorfer Tal mit Schwarzvieh gezogen und hätten in den Maßwiesen gerastet. Da sei ihnen aufgefallen, wie zwei Schweine unaufhörlich an einer sumpfigen Stelle der Wiesen gewühlt hätten und trotz aller Züchtigung nicht von ihrem Tun abzubringen gewesen seien. Nun hätten die Hirten die Tiere gewähren lassen und gar bald gemerkt, wie die Schweine bei ihrem Wühlen auf einen großen, festen Gegenstand gestoßen seien. Bei weiterem Nachgraben fanden die Hirten die Glocke der versunkenen Kirche von Maßdorf.

Diese Glocke soll dann später in der Pfarrkirche von Preußisch-Tropolowitz aufgehängt worden sein, und wenn der Ostwind die Glockenklänge nach Neudörfel trägt, dann sagen die Leute, man könne deutlich hören, wie die Glocke „lätt“ (läutet): „Sau wühl, Burt iann“, d. h. die Sau wühlte, der Burt fand die Glocke. Ich habe nun bei dem katholischen Pfarrer in Tropolowitz Erkundigungen eingezogen, und Herr Pfarrer Schneeweiß konnte mir freundlichst mitteilen, daß diese Glockensage des geschichtlichen Hintergrunds entbehrt: Die Glocken der Tropolowitz-Pfarrkirche sind 1760 und 1792 in Olmütz und in Reize gegossen worden und tragen die entsprechenden Umschriften. Artkundlich wird Maßdorf verschiedentlich erwähnt, wie mir Herr Schulleiter Ebn. Bischof (Neudörfel) auf Grund gedruckten Materials berichtete. In der Gründungsurkunde von Neudörfel aus dem Jahre 1578 bewilligt Bohunka Kravarska von Schlewitz, „auf ihrem erbeigenen Grund und Boden, Wüst-Neudörflein genannt, . . . zwischen dem wüsten Dorfe Maßdorf und den Wiesen und zwischen dem Dorfe Hillersdorf (Hillersdorf) gelegen . . . ein Neudorf auf dem wüsten Neudörfel zu erbauen“. Wüste Dörfer werden auch in den Gründungsurkunden von Heindorf, Hillersdorf, Ruttelberg, Kreuzberg und Schönwiese erwähnt. Man führt die Zerstörung dieser Orte zurück auf den Hussiteneinfall vom Jahre 1428.

Zum Schluß möge noch darauf hingewiesen werden, daß die Volkserzählung von der Wiederentdeckung der Maßdorfer Kirchenglocke eine Wandersage darzustellen scheint. Eine ganz ähnliche kleine Geschichte ist mir auch aus der Ortschaft Kleppel, östlich von Böptau, im mährischen Altwatergebirge bekannt. Nach dem Berichte eines rüstigen, 70 jährigen Drechslermeisters aus Karlsthal an der Oppa, dessen Geburtsort bei Kleppel liegt, hätten sich bei der Gründung des Dorfes Kleppel die Sieder darüber gestritten, wie der Ort zu nennen sei. Da habe das Schwein eines Bauern plötzlich aus einer Dorfpfütze einen großen Glockenkleppel herausgewühlt, und dieser Kleppel sei die Veranlassung zur Namensgebung der Siedlung geworden. Natürlich gehört diese Sage ins Reich der volkstümlichen Ortsnamenserklärungen. (Vergl. Treblin i. den Mitteilungen der Schles. Gesellschaft für Volkskunde, Heft XX, 1908, Seite 78 f.)

Dr. Treblin

## Wissenshaft

**Vom Namen „Gesente“.** Soeben ist der I. Band eines neuen Geographischen Handbuchs erschienen, das Albert Sobel unter Mitarbeit ausgezeichneter Fachmänner herausgegeben hat. In dem kurzen Abschnitt, der den Su-

deten gewidmet ist, wird der Name des „Gesentes“ in folgender Weise erklärt (Seite 485 f.):

„Der Name Gesente, auf das slavische Jessenit, d. h. Eschengebirge zurückzuführen, ist schon den Griechen bekannt gewesen, Ptolemäus nannte es Askiburgion, d. h. Eschengebirge, also Gesente.“

Diese Erklärung des Ortsnamens kann man auch in ungezählten anderen neuen erdtkundlichen Werken wiederfinden, und sie läßt sich anscheinend auch nicht mehr ausröten, obwohl sie schon längst eine schlagende Widerlegung durch Dr. Robert Fox gefunden hat. In einem Aufsatz: Das Gesente, Eine Paßstudie. (Festschrift des Geographischen Seminars der Universität Breslau zur Begrüßung des XIII. deutschen Geographentages, Breslau 1901, Seite 178—189) ist Dr. Fox des Näheren auf den Ursprung des Namens Gesente eingegangen. Er konnte folgendes ermitteln:

Der Name „Gesente“ haftete ursprünglich nur am Oppatale unterhalb der Burg Fürstenwalde (heute Ruine) und an dem Bergwerkstädtchen Würbenthal, das sich zu Füßen der Burg in der Talweitung der Oppa ausbreitete.

Später übertrug man den Namen auch auf die wichtige Straße, welche von Olmütz über Sternberg, Freudenthal und Engelsberg nach Würbenthal verläuft, um dann über Zuckmantel nach Neisse weiterzuziehen. Und dann nicht genug! Es ging der Name des Straßenzuges auf die Gebirgslandschaft zu beiden Seiten und schließlich sogar auf die Ostfluden vom Altvater bis zur Mährischen Pforte über.

Der Name Gesente bedeutet in der Bergmannssprache einen unterirdischen, nicht zu Tage reichenden blinden Schacht, daneben aber auch das Tieftal eines Bergwerks. Er hat gar nichts mit dem slavischen Jessenit zu tun; erst im Jahre 1861 taucht zum ersten Male diese Deutung bei einem tschechischen Schriftsteller auf.

Der Name ist also, so schließt Fox, kerndeutsch, „ein Denkmal der deutschen Bergmannsarbeit, die hier nicht das Erbe eines andern Volkes vertrat, sondern jungfräulichen Urwald lichte. Es ist echt deutscher Boden, der hier gezeichnet ist mit einem deutschen Wort.“

Dr. Treblin

## Die geologische Landesaufnahme in Schlesien

Aus den neben den Mitarbeitern zugeschickten Mitteilungen der Kgl. Preuß. Geologischen Landesanstalt: 1. Dem Tätigkeitsbericht für das Jahr 1908 und 2. Dem Arbeitsplan für 1909 entnehmen wir folgende, Schlesien betreffende Angaben.

Die ausgeführten Untersuchungen erstrecken sich auf die Westschblätter im Maßstabe 1:25 000. In der Gegend von Gödelitz arbeitete der Landesgeologe Prof. Dr. Zimmermann zum Zwecke einer Gliederung des niederschlesischen Schiefergebirges. Nach Abschluß der Arbeit wird er die Kartierung der Blätter Ruhbank und Volkenhain fort-

setzen. Blatt Schönau soll durch den Landesgeologen Prof. Dr. Kühn fertiggestellt und die Blätter Lähn und Gröbischberg in Angriff genommen werden. Die Blätter Schmiedeberg und Schöpsdorf sollen durch den Geologen Dr. Berg vollendet werden. Die Aufnahme des produktiven Karbons auf diesen Blättern führt der Landesgeologe Geh. Bergrat Dr. Dathe aus, nachdem er die paläozoischen Schichten auf Blatt Landeshut im vorigen Jahre abschließend untersucht hat. Dr. Berg wird dann auf Blatt Kupferberg übergehen. Als freiwilliger Mitarbeiter setzt Prof. Dr. Gürich die Aufnahmarbeiten auf den Blättern Striegau und Ruhbern fort. Die Aufnahme des Blattes Cattern beendete Bezirksgeologe Dr. Tietze und er begann die Arbeit auf den Blättern Nädliß, Ohlau, Schmolz, Dt.-Lissa. Auf Schmolz und Nädliß wird die Arbeit von dem Geologen Bergingenieur Dr. Barß fortgesetzt. Dr. Tietze wird die Aufnahme der Blätter Koberwitz und Jordansmühl beginnen. Geologe Dr. Behr wird Rotsürben abschließen und die Aufnahme von Blatt Ohlau fortsetzen.

In Oberschlesien waren der Landesgeologe Professor Doktor Michael und die Geologen Doktor Snihow und Doktor Ahmann und Bergassessor Dahms tätig. Fertig gestellt wurden die Blätter Beuthen, Laurabütte u. Brieg. Blatt Zabrze wird dieses Jahr zu Ende geführt und Rattowitz, Schwientochlowitz, Randzin und Birawa werden in Angriff genommen.

Aus dem Stande der Veröffentlichungen der Anstalt ergibt sich, daß Lieferung 145, vier Blätter der Gegend von Waldenburg umfassend, in der lithographischen Ausführung begriffen sind. Von besonderen Arbeiten ist hervorzuheben, daß

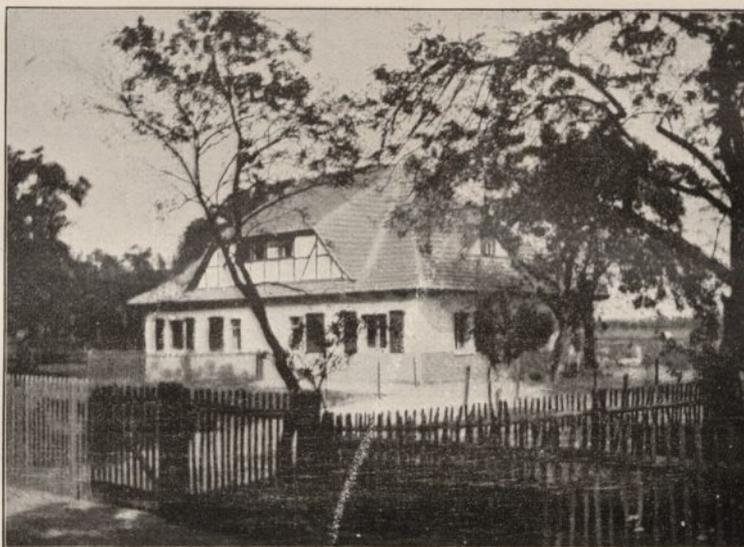
Professor Doktor Michael die im Interesse der Wasserversorgung des oberschlesischen Industriebezirks erforderlichen Arbeiten fortführen wird. Außerdem wird er die Darstellung der Erz- und Kohlenlagerstätten im Maßstabe 1:25 000 fortsetzen.

G. Gürich

## Volkswirtschaft

Ein idyllisches Arbeiterwohnhaus steht seit einigen Wochen in Vorderheide bei Liegnitz. Es ist von der Stadt, die hier 2000 Hektar Forstbesitz hat für die Waldarbeiter errichtet worden. Wie aus dem Bilde zu ersehen ist, kann man weitere Anforderungen an Heimlichkeit und Waldhausstil nicht stellen, als hier erfüllt sind. Das Haus hat denn auch bei den Besuchern der romantischen Vorderheide schon viel Sympathien gefunden. Was aber am wertvollsten ist, das ist die Anregung, in den Wald schmucke Häuser, nicht Kasten- und Logierhausbauten nach Schema F zu setzen. Die Farbenwirkung des frischen Rot und des frischen Grün mitten in der dunkelgrünen Heide ist prächtig. Man kann nicht nur jedem Arbeiter, sondern jedem Naturfreunde ein solches Heim wünschen.

Gefahren des schlesischen Waldes. Auf dem diesjährigen Forsttage in Leobschütz hielt Oberförster Hanf



phot. Clemenz in Liegnitz

Arbeiterwohnhaus in Vorderheide bei Liegnitz

Riemberg) einen Vortrag über „Waldbeschädigungen durch Insekten oder andere Tiere, Pilze usw.“. Der mit großen Beifall aufgenommene Vortrag stützte sich auf Umfragen bei Waldbesitzern. Auf 104 Fragebogen waren 83 Antworten eingegangen, welche sich auf 531613 ha oder rund 45 Proz. der 1161893 ha Gesamtwaldfläche von Schlesien bezogen. Die Insektengefahr in Schlesien ist glücklicherweise im Abnehmen begriffen. Segen den Kiefernspinner mußten nur noch in Carolath 300 ha, in Muskau 167 ha und in Sprottau 60 ha geleimt werden. In Muskau sind aus Anlaß des Spinnerfraßes 1259 ha kahl abgetrieben und 158 000 Festmeter Holz eingeschlagen worden. Der Kiefernspinner und die Kieferneule sind verschwunden. Dagegen ist die Nonne, welche auch in Sachsen und Böhmen große Verheerungen angerichtet hat, noch immer in bedenklicher Menge vorhanden; ganz Schlesien kann jetzt als befallen bezeichnet werden. In einzelnen Revieren frisst sie schon das vierte oder fünfte Jahr. Die Flacherie oder Wipfelkrankheit hat nicht immer zu ihrer Vernichtung geführt. Die befallenen Fichten sind fast stets verloren, desgleichen Kiefern auf Moorböden; Kiefer auf Sandboden ist widerstandsfähig. Im Kampf gegen dieses Insekt sind verschiedene neue Segenmittel erfunden worden, welche aber einen durchschlagenden Erfolg nicht gehabt haben. Das Landwirtschaftsministerium hat neuerdings Sprühversuche mit einer Mischung von 1½ Kilogramm Chlorbarium auf 100 Liter Wasser gemacht, wodurch die Nonnenraupen getötet werden sollen.

### Altertümer

Die Steinfiguren auf dem Zobten sind seit langem Gegenstand kritischer Forschungen. In einer Versammlung des Schlesischen Altertumsvereins wurde über die neuesten eingehenden Untersuchungen berichtet. Der Boden um die Jungfrau und den Bären wurde in weitem Umfange sorgfältig durchforscht, dank dem weitgehenden Entgegenkommen der königlichen Forstverwaltung, namentlich des Forstmeisters Krüger und der Unterstützung durch Amtsgerichtsrat Beyer in Zobten. Gefunden wurden außer zahlreichen Trümmern von Behaufsteinen aus Granit ein einzelner Kopf von kugelförmiger Gestalt, aber kaum erkennbaren Zügen, und drei Bruchstücke einer Inschriftplatte. Das größte enthält die Anfänge der ersten drei Zeilen, darunter das Anfangswort ANNO, während die beiden anderen Buchstabengruppen: BJNO oder BJNG und NAO oder NAC, offenbar nur Teile von Wörtern, vielleicht von Namen darstellen. Die kleineren Bruchstücke lassen nur die Buchstaben M und NE deutlich erkennen. Die Schriftcharaktere entsprechen der Zeit des romanischen Stiles. Namentlich gleichen sie fast vollkommen denen auf dem bekannten Tympanonrelief der Sattin und des Sohnes von Peter Wlast in der Breslauer Sandkirche, sodaß man die Inschrift wohl in die Zeit der Grenzregulierung von 1209 setzen kann. Weitere Aufschlüsse sind vielleicht von einer Ausgrabung zu erwarten, die unmittelbar auf dem Standorte der Jungfrau und des Bären vorgenommen werden soll.

**Grabstätte bei Aufhalt.** Bei Ausführung von Kulturarbeiten wurde im Jagd 134 des Schutzbezirks Aufhalt eine vorgeschichtliche Grabstätte entdeckt. Es wurde hier nur eine gut erhaltene Urne und ein Tränentöpfchen gefunden. Man fand darin eine 10 Zentimeter lange, schön gefornete Bronzenadel und eine aus Stein gefornete Perle. Man schätzt das Alter der dort schon öfters aufgedeckten Urnengräber auf über 2400 Jahre. Diese Fundgegenstände hat Segemeister Scholz in Verwahrung.

**Prähistorische Gräber.** Auf dem Gebiete von Neu-Kleppen, Kreis Sagan, wurden kürzlich im Auftrage des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer zu Breslau durch den Pfleger des Museums, Herrn Gustav Ulrich, Ausgrabungen prähistorischer Gräber vorgenommen. Das hier aufgefundene Urnenfeld liegt östlich von dem genannten Orte auf dem sogenannten Lufschken in dem

Winkel, in dem die Grenzen von Neu-Kleppen, Rottwitz und Zedelsdorf zusammenstoßen und hat eine bedeutende in ihren Grenzen bisher noch nicht festgestellte Ausdehnung. Die Gräber liegen flach, etwa 30 bis 50 Zentimeter tief im sandigen Boden. Sie zeigen eine sorgsam angelegte und gut erhaltene obere Steinsetzung, bergan aber eigentümlicherweise meist keine Gefäße, sondern nur Knochenbrand und Urnenscherben. Diese Scherben, mit denen das ganze Feld übersät ist, sind Reste dickwandiger großer Gefäße, die teils glatt, teils mit einfachen Strichornamenten und Kreisen verziert sind. Ein Teil derselben ist rot gebrannt, einige sind mit Graphit überzogen. Eine Sammlung dieser Urnenreste wird im Saganer Museum aufbewahrt werden. Das Grabfeld war bis zum vorigen Jahre mit Kiefernwald bestanden, und es ist wohl anzunehmen, daß bei den öfters wiederholten Ausrodungen die flach liegenden Gefäße zerstört worden sind. Im Norden vor der Mitte des Urnenfeldes erhebt sich in dem sonst völlig flachen Kiefernwald ein steil aufsteigender, etwa fünf Meter hoher Erdhügel, der die Form einer regelmäßigen Pyramide besitzt und von dem man wohl sicher annehmen darf, daß er einst durch Menschenhand entstanden ist. Vielleicht gelingt es späteren Untersuchungen, Alter und Zweck dieses Hügel festzustellen.

### Aus der Natur

Zum Schutze unserer Gebirgsflora geht der Hauptvorstand des Riesengebirgsvereins jetzt energisch vor. Er hat eine Bekanntmachung erlassen, derzufolge er den Landrat ersucht hat, den so dringend gebotenen Schutz nunmehr durch die zuständigen Gendarmen, sowohl auf dem Gebirge, als auf den Bahnhöfen ausüben zu lassen und insbesondere solche Personen, die das Habmichlieb in Massen ausgerissen oder Knieholz in ganzen Zweigen abgebrochen haben, zur Bestrafung auf Grund der Bestimmungen des Feld- und Forst-Polizeigesetzes anzuzeigen. Die Gendarme sind auch berechtigt, ihren Dienst in Zivilkleidung auszuüben.

### Emil Bohn †

Vor wenig Monaten feierte Emil Bohn noch in reger Geistesfrische seinen siebenzigsten Geburtstag; um so unerwarteter kam die Kunde, daß ein plötzlicher Tod am 5. Juli in der Frühe sein arbeitsreiches Leben geendet hat.

Er war einfacher Leute Kind. Vom ersten Tage seiner Studentenzeit an mußte der mittellose Bauernsohn auf eigenen Füßen stehen. Das Theologiestudium, zu dem die Eltern ihn gern bestimmt hätten, sagte ihm nicht zu. Er studierte Philologie und Musik. Mit besonderer Liebe widmete er sich dem Sanskrit und dem Persischen. Daneben gab er für ein Jammergeld Privatstunden, um sich zu fristen. Sein Herzenswunsch war es, mit einer Arbeit aus der klassischen persischen Literatur zu promovieren. Aber die Mittel fehlten ihm. Nicht ohne Wehmut sprach oft noch der alte Mann zu mir von seinem Jünglingswunsche. Doch was der Student nicht erreichen konnte, das gab dem Fünfziger die philosophische Fakultät der Breslauer Universität, als sie ihn zum Ehrendoktor ernannte. Seine Freude darüber war groß. Es war dies die einzige Auszeichnung, auf die der bescheidene Gelehrte stolz war. Der zweiten Ehrung, die ihm die Fakultät erwies, als sie ihn zu ihrem ordentlichen Honorarprofessor ernannte, sollte er sich nicht lange mehr erfreuen.

Bohn war ein Mann von geradezu erstaunlicher Arbeitskraft. Von seiner umfassenden wissenschaftlichen Bildung, die viele Gebiete der Literatur und Philologie umfaßte, haben eigentlich nur die einen rechten Eindruck gewinnen können, die ihm näher standen und denen es gelang, ihn aus seiner zurückhaltenden Art zu anregendem Gespräche herauszuloden. Seine Arbeit galt jedoch in allererster Linie der Musik. Kein Wunder! Hat er doch schon als Schüler während des Unterrichtes verflohen unter der Bank komponiert, Melodien harmonisiert und sich im Kontrapunkt geübt. Was so tief im Blute des Knaben sitzt, das

läßt auch den Mann nicht mehr los. Er kannte früh die Grenzen seiner Kraft. Drum besaß er auch nie den Ehrgeiz, als Komponist sich hervorzutun. Was er, meist als Gelegenheitschöpfung, komponierte, überschätzte er nie; eher unterschätzte er es. Er war in der Hauptsache Musikgelehrter und Theoretiker. Hierin lag seine Bedeutung und sein Einfluß.

Als Universitätslehrer leitete er den akademischen Orgelunterricht und hielt vor allem Vorlesungen über Harmonielehre. Die Schwierigkeit, das frühere, viel begehrte Auditorium Maximum zu bekommen, das allein für seine Vor-

Lebendiges erkennen und beschreiben, Sucht erst den Geist herauszutreiben, Dann hat er die Teile in seiner Hand, Fehlt leider nur das geistige Band.“ Er brachte vielmehr seinen Stoff in einen großen, lebendigen Zusammenhang, stellte ihn dar als das am rechten Orte stehende Glied einer beständigen Entwicklung, das nicht lose in der Luft schwebt oder vom Himmel fällt, sondern fest im Boden wurzelt, das nicht denkbar ist ohne die Vorgänger, denen es, sei es durch Weiterführung, sei es durch Verneinung, die ja, auch nur eine Weiterführung, ist viel verdankt, und das dem Kommenden wieder Anregung und Förderung ge-



phot. Glauer in Oppeln

Professor Dr. Emil Bohn

lesungen verwendbar war, zwang ihn, zu äußerst ungünstiger Zeit, in den frühen Nachmittagsstunden zu lesen. Und die drückendste Sommermittagschwüle hielt den Nimmermüden nicht ab. Als schweres körperliches Leiden ihn ans Haus fesselte, las er seine theoretischen Vorlesungen in der Wohnung. Wenige Tage vor seinem Tode noch hatte er seine Schüler um sich in seinem Zimmer versammelt, um das Kolleg nicht ausfallen zu lassen. Neben den theoretischen Vorlesungen gingen musikwissenschaftliche und die Vorlesungen für Damen. Er behandelte darin Lieder oder meist dramatische Musikwerke. Er zerpfückte nicht nach dem Satze Mephistos: „Wer will was

währt. Er war viel zu wissenschaftlich, um in Phantastereien zu geraten, diesen oder jenen Gott oder Modegötzen herauszureißen und zum Dalai Lama der Kunst zu machen. So pflanzte er ehrlichen Ernst und heilte er Kunstschönheitsfreude in das Gemüt seiner männlichen und weiblichen Zuhörer.

Noch viel weitere Kreise beeinflusste er als Kritiker. Seine Kritik schalt nur der, den sie mit Recht getroffen hatte. Streng konnte er sein, wo es not tat, aber immer war er sachlich. Nie leitete ihn persönliche Zu- oder Abneigung. Wohlthuende Unparteilichkeit und die warme Liebe zu seiner Kunst durchwehten alle seine Besprechungen, die eine Fülle von ästhetischer und wissenschaftlicher Anregung boten.

Bohns Lebensarbeit galt dem deutschen Liede, besonders dem deutschen Kunstliede in seiner Blüteperiode von 1500 bis zum Ende des dreißigjährigen Krieges. Damit hängen seine musikbibliographischen Arbeiten zusammen, vor allem die „Bibliothek des gedruckten mehrstimmigen deutschen Liedes vom Anfange des 16. Jahrhunderts bis ca. 1640“ im Anhang zu seinen „50 historischen Konzerten in Breslau“ 1895. Das Ergebnis dieser Riesearbeit, die Niederschrift des gesamten Materials, ist jetzt ein besonderer Schatz unserer Stadtbibliothek. Die Lieder sind so gut wie vollständig gesammelt. Oft waren die einzelnen Stimmen eines einzigen Liedes an drei, vier Bibliotheken in allen Himmelsgegenden verstreut. Sein Wunsch, dieses sein Lebenswerk möge an eine deutsche Bibliothek kommen, ist ihm in Erfüllung gegangen. Was für ein uner schöpflicher Born musikalischer Schönheit in diesen Liedern quillt, das haben die historischen Konzerte immer wieder gezeigt.

Auch die historischen Konzerte, die Bohn seit 1881 jeden Winter veranstaltete, waren so recht seine persönliche Schöpfung. Es lag in der Natur der Sache, das mitunter etwas aufgenommen wurde, das lediglich musikgeschichtlich interessant war.

Das musikalisch Schöne und Wertvolle überwog jedoch bei weitem. Wer es ehrlich mit der Pflege der Musik und vor allem des Liedes meinte, dem waren die Konzerte nicht nur eine Quelle des Genusses, sondern sie wurden ihm auch zum Wegweiser für die Betätigung eigener Musiktrenude. Wie viel Vergessenes und Vernachlässigtes hat Bohn da wieder erweckt! Und besonders wertvoll waren die Konzerte durch die einleitenden Vorträge. 116 Konzerte hat er gegeben, alle bis auf eins selbst eingeleitet und dirigiert. Mitten in den Vorbereitungen für die Konzerte des kommenden Winters wurde er abgerufen. Eigenartig war immer die Anordnung seiner Programme, mochten sie nach kulturgeschichtlichen Gesichtspunkten aufgestellt sein oder Konkurrenz-Kompositionen bieten, mochten sie einem einzelnen Komponisten oder einem bestimmten stofflichen Motive gelten. Für die historischen Konzerte ist Bohns Heimgang am verhängnisvollsten. Sie waren seine ureigenste Schöpfung, waren einzig in ihrer Art und boten so für Breslau etwas, was anderwärts nie über schüchterne Versuche hinausgekommen ist. Sie waren nur möglich, weil dieser Mann gerade ihre lebendige Seele war. Wo sollte ihm darin ein ebenbürtiger Nachfolger erstehen?

Bohns Name wird fortleben in der Musikwissenschaft, für uns bleibt das Andenken auch an den Menschen lebendig, der bei all seinem Wissen von lauterer Bescheidenheit war, der vielleicht zu wenig aus sich selbst machte. Wir kannten seine gerade, manchmal derbe, aber immer herzliche Ehrlichkeit und freuten uns an seinem Humor, der ihn nie verließ, mit dem er sich selbst über grausames Leiden hinweghalf. Wir bewunderten seine pflichttreue, nimmer ruhende nie nachlassende Arbeitskraft, seinen wahren Hunger nach Betätigung. Alles in allem: er war uns eine Persönlichkeit!

## Chronik

### Juli

16. Die kalte und regnerische Witterung ist dem Reiseverkehr sehr nachteilig.

17. Die Typhusepidemie in Altwasser bleibt nach wie vor auf ihren Herd beschränkt.

19. In Breslau tagt der 29. deutsche Glasertag.

20. Seit einigen Tagen brennt in Schoppinitz eine über 214 000 Zentner fassende Kohlenhalde.

24. Die Stadt Hohenfriedeberg begeht das 200-Jahr-Jubiläum ihres Stadtrechts zugleich mit der Einweihung des neuen Rathauses und Postgebäudes.

26. Die regnerische Witterung hält die Ernte, die heuer ohnedies vierzehn Tage später als sonst stattfindet, noch zurück.

27. In Liegnitz wird eine Ortsgruppe des Schlesischen Vereins für Luftschiffahrt gegründet.

28. Aus allen Teilen Schlesiens kommen Klagen über die zunehmende Zigeunerplage.

## Die Toten

### Juli

16. Amtsgerichtsrat a. D. Paul F. R. Schmula, Görlitz, 77 Jahre.

17. Stabsarzt Dr. Berthold Radig, Kleinöls, Kr. Ohlau. Geh. Baurat Anton Seidl, Breslau. Hüttendirektor Leopold Glatzke, Königshütte, 45 J. Fabrikbesitzer Rudolph Jung, Reichenbach i. Schles., 52 Jahre.

18. Rgl. Bergat Adolf Schüze, Waldenburg, 86 Jahre.

21. Rittergutsbesitzer Carl Müller, Mittel-Langendorf, Kreis Gr.-Wartenberg, 50 Jahre. Pastor Schulte, Lasowitz. Rgl. Hauptmann a. D. Joachim v. Treskow, Reize, 44 Jahre.

22. Rgl. Steuereinnahmer a. D. Gustav Linden, Bries, 81 Jahre.

23. Fregattenkapitän J. v. Rothkirch und Panthen (Berlin) 41 Jahre.

24. Geh. Sanitätsrat Dr. E. Lachmann, Krotoschin. Amtsgerichtsrat Eugen Schnabel, Frankenstein, 61 J.

25. Molkereidirektor Fritz Kleinau, Suhrau, 44 Jahre.

26. Pfarrer Georg Novak (Italien), Breslau.

29. Pastor Georg Schneider, Stampen.

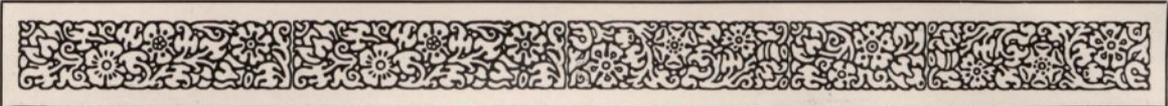
# Was Deutschland leistet

zeigen „Salem-Aleikum“-Cigaretten, die in bezug auf Feinheit des Tabaks wie auf hygienische und technische Vollkommenheit der Herstellung ein Muster modernster Cigarettenfabrikation sind. Salem Aleikum-Cigaretten. Keine Ausstattung nur Qualität. Echt mit Firma; Orientalische Tabak- und Cigarettenfabrik „Yenidze“, Inh. Hugo Zietz, Dresden. Deutschlands grösste Fabrik für Handarbeit-Cigaretten.

Preis: 

Nr. 3	4	5	6	8	10
3 1/2	4	5	6	8	10

 Pfennige das Stück.



# Hoch hinauf!

Irrfahrten einer leidenschaftlichen Seele

Von Paul Albers

(3. Fortsetzung)

Alltäglich mußten sie, Sommer und Winter, vor dem Unterricht den Gottesdienst besuchen, an Sonn- und Festtagen dem Hochamt und der Vesperandacht beiwohnen und alle sechs Wochen die Sakramente empfangen. Die besten Schüler bestellte er zu Kirchenausschauern, die die Pflicht hatten, Jeden, der etwa einmal den Gottesdienst schwänzte, zur Anzeige zu bringen. Auch Hans Merten, der bald zu den besten Schülern seiner Klasse gehörte, wurde mit diesem Amte betraut. Das phantastische Gemüt des Knaben sog wollüstig den ganzen mystischen Zauber der weihrauchsfatten, mittelalterlichen Welt in sich ein. Er vergaß der heimatlichen Felder, der kindlichen Spiele auf blumigen Wiesen, der frischen, reinen Dorfluft und lebte nur seinen Büchern und seinen frommen Uebungen. Schon nach Ablauf eines halben Jahres wurde er als Primus in die Sekunda versetzt und reiste stolz mit seinem guten Zeugnisse zum ersten Male in die Ferien heim.

Nun gab es in ganz Czirglowitz ein Verwundern und Erstaunen. Seine früheren Mitschüler, die zum Teil schon die Dorfschule verlassen hatten und in den elterlichen Wirtschaften mithalfen, wagten ihn nicht mehr zu hänseln und zu necken. Denn jetzt war es ihnen klar geworden, daß er nach vier Jahren tatsächlich das Gymnasium durchgemacht haben würde, um in Breslau Theologie zu studieren. Sein erster Besuch galt der Pfarrei, sein zweiter dem Schulhause. Pfarrer Krause und Lehrer Kotremla überhäufte ihn mit Lobesbezeugungen. Die Frau Rektorin setzte ihm eine große Tasse Kaffee und eine mächtige Honigstulle vor. Minna, ihre zweitälteste Tochter und die vier Buben, Anselm, Hilarius, Josef und Konstantin stellten sich im Kreise um ihn herum und schauten ihm mit offenen Mäulchen zu, wie er die Stulle verzehrte. Nur Rathrein saß schweigend in der Ecke und strickte an einem Strumpfe. Als er sich aber verabschiedete, begleitete sie ihn hinaus.

„Komm' hinter's Haus ins Feld!“ Dort kannst Du mir noch mehr erzählen“, sagte sie.

Er überlegte einen Augenblick. Denn der Religionslehrer hatte seinen Schutzbefohlenen erst lektthin ans Herz gelegt, jeden vertraulichen Umgang mit dem weiblichen Geschlechte zu

meiden und keine Mädchen anzuschauen. Aus dem Anschauen erwache die Begierde und die Begierde sei eine schwere Sünde. — Freilich! Aber Rathrein war doch seine Jugendgespielin gewesen und er brauchte sie ja auch nicht anzuschauen. Deshalb folgte er ihr.

Als er auf das Feld herausgetreten war und über die goldenen, wogenden Saaten in die Weite hinausblickte, wurde es ihm plötzlich so ganz eigen um das kindliche Herz. Es kam ihm vor, als ob sich die Halme vor ihm neigten, um ihn zu begrüßen. Die Lerchen tiriliierten so lustig in der blauen Luft. Die Pappeln hinter dem Schulhause plapperten, als ob sie sich Geschichten erzählten . . . nicht von den langweiligen Kriegen der alten Römer, nicht von dumpfen Kloster- und Schulmauern, sondern von Märchenprinzen aus Tausend und Einer Nacht. Er vergaß vollständig, daß er gestern in die Sekunda versetzt worden war, und ihn die Lehrer von nun ab mit „Sie“ anreden würden. Er vergaß, daß er in vier Jahren nach Breslau gehen sollte, um Theologie zu studieren und sprang, wie ein junges Füllen, übermütig in die Höhe.

Rathrein sah ihn erstaunt an und lachte:

„Siehst Du, Hans, hier ist es doch schöner und fröhlicher, als in der Stadt! Schieß' einmal einen Purzelbaum wie früher!“

Die Schamröte stieg ihm ins Gesicht.

„Ich habe mich nur vergessen, Rathrein“, sagte er würdevoll und altklug, „Uebermäßige Lustigkeit ist eine Torheit. Nein! Ich möchte nicht wieder zurück auf's Dorf. Höchstens als Priester. Das ist etwas Anderes. Dann gehört man nicht mehr zu den Bauern.“

„So ist es Dir gar nicht mehr bange nach Czirglowitz? Auch nicht nach mir?“

„Ich denke jeden Tag an Euch Alle . . . im Gebet.“

„Auch an mich?“

„An Alle!“

„Hast Du schon gehört, daß ich auch Czirglowitz verlassen muß?“ sagte sie.

„Nein!“

„Ich soll zu einer Tante nach Oesterreich.“

„Warum denn?“

„Weil wir zu Viele zu Haus sind. Minna hilft der Mutter jetzt auch schon. „Rathrein kann sich jetzt schon etwas verdienen“, sagt

Vater. Die Tante ist kränklich und braucht Unterstützung. Ja, weißt Du . . . Etwas verdienen möchte ich mir schon ganz gern. Aber es fällt mir doch sehr schwer, von Haus weg zu gehen. Ich bin doch noch so jung.“

Hastig und mit brennenden Wangen machte das Mädchen dem Jugendfreunde die Mitteilung. Es glaubte, sein ganzes Interesse zu wecken. Aber teilnahmslos lauschte er. Er war noch zu wenig gereift, um den weichen, wehen Ton herauszuhören, der aus den hastig gesprochenen Worten leise klang. Vielleicht beschäftigte ihn jetzt auch nur noch sein eigenes Schicksal.

„So sehe ich Dich also erst nach drei Jahren wieder?“ fragte er trocken.

„Ja!“ sagte Rathrein scharf und ging.

Auch dieses scharfe „Ja“ verstand er nicht.

Er kam mit ihr nicht mehr in den Ferien zusammen, da sie wenige Tage nach dieser Unterredung zur Tante abgereist war. Er kam überhaupt mit keinem Jugendbekannten zusammen. Denn selbst die Ferienzeit benutzte er zum Studieren. Pfarrer Krause meinte einmal zwar, das sei nicht recht. Auch die Erholung sei notwendig, und man dürfe nichts übertreiben. Gar zu leicht gerate der Mensch aus einem Extrem ins andere. Als Hans aber bescheiden einwarf, daß ihm der Religionslehrer ein Ferienpensum vorgeschrieben hätte, schwieg der würdige Herr.

Die Ferien gingen zu Ende und Hans kehrte zur Schule zurück. Die Nachrichten von dort lauteten immer günstiger. Ein Jahr verstrich nach dem andern. Von Klasse zu Klasse stieg er als Erster auf. Nun saß er in der Oberprima und sollte nach wenigen Monaten die Reifeprüfung ablegen. Zu einem stattlichen Jüngling war er emporgeschossen. Das blasse, feingeschnittene Gesicht erinnerte zwar an Lampenlicht und durchstudierte Nächte; linkisch und ungelent waren auch noch die Bewegungen. Aber die ganze Erscheinung nahm ungemein ein. Als er die letzten seiner Ernteferien im Heimatdorfe zubrachte, blickten ihm die jungen Dirnen fichernd nach und sagten: „Schade, daß er Geistlich wird! Heiraten hätte er lieber sollen!“

Rathrein hatte er die ganzen drei Jahre nicht wieder gesehen. Seine Schwester Stasy erzählte ihm, daß sie vor ein paar Tagen aus Oesterreich zurückgekommen und sehr schön geworden sei. Mit halbem Ohre hörte er ihr zu. Denn was kümmerte ihn, den zukünftigen Priester, Rathrein? Er hatte sich sogar vorgenommen, eine Begegnung mit ihr zu vermeiden. Was hätte es denn auch für einen Zweck gehabt? Und sie waren beide keine

Kinder mehr. Beide fast achtzehn Jahre. Wie sollten sich aber Nachbarskinder im Dorfe volle sechs Wochen nicht begegnen?

Sie begegneten sich.

Hans traute seinen Augen nicht. Aus dem dürrtigen, blutarmen Kinde war eine üppige Blondine geworden. Sie trug das glänzende Haar nicht mehr zu einem Zopf geflochten, sondern zu einem griechischen Knoten gewunden. Das Rosenrot der Jugend lag auf ihren Wangen, und das eng anliegende hellblaue Rattunkleid verriet schelmisch die runden Formen ihres geschmeidigen Körpers. Graziös, wie ein Reh, hüpfte sie über die großen Steine der Dorfstraße hinweg, die so grob und ungeschliffen ausschauten, wie die Czirglowiker Bauernköpfe.

„Hans! rief sie überrascht aus, während ihr das Blut in die Stirn schoß. „Guten Tag, Hans! Herrgott, Du hast ja schon einen Schnurrbart!“

Auch Hans errötete verlegen und strich unbewußt über seine Oberlippe.

„Und Du bist eine Dame geworden, Rathrein.“

„Ach was, Dame!“ lachte sie hell auf. „Ich bin Rektors Rathrein und Du bist Mertens Hans . . . oder Hannes! Aber das hörst Du nicht mehr gern? Gelt? — Und doch klingt Hannes hübscher wie Hans! Denn als Du noch Hannes hießest, waren wir lustige Kinder. Weißt Du noch, wie wir die Schweine und die Gänse hüteten? Gelt, das war schön?“

„Freilich war's schön!“ sagte er leuchtenden Blickes und vergaß, wie bei der letzten Zusammenkunft mit ihr, seine ganze Studienwürde. Aber seine Augen sahen heut anders als damals.

„O wart' nur!“ schmollte sie, „Ich bin noch böß auf Dich.“

„Warum denn?“

„Du fragst noch? Natürlich, Du weißt es nicht, ich aber hab mir's gemerkt . . . ja, ich . . . trotzdem es schon drei Jahre her ist.“

„Was denn? Was meinst Du eigentlich?“

„O Du! . . . Du hast mich damals mit keinem Worte bemitleidet, als ich aus dem Hause fort mußte!“

Er schwieg.

„Siehst Du! Und ich habe so oft an Dich gedacht. Doch Du an mich nicht?! Gelt?“

Wieder fand er keine Antwort.

„Nun will ich Dir's aber grade erzählen, wie mir's in Oesterreich ergangen ist“, sagte sie mit trockigen Lippen, „komm' in unseren Garten.“

Sie nahm ihn an der Hand und zog ihn in die schattige Laube hinein.

„Ja, ich kann Dir's gar nicht sagen,“ plauderte sie, „wie schwer es mir damals um's Herz war! Als ich auf dem Oderberger Bahnhofe in den österreichischen Zug einstieg, glaubte ich, ich käme nie mehr wieder. Fürchterlich geweint hab' ich! Die Leute fragten mich, was mir fehle. Ich sagte ihnen, daß mir bange sei. Alle redeten mir zu.“

„Du Aermste!“

„Hm! . . . Jetzt sagst Du: Du Aermste! Es war schrecklich. Eine alte Frau sprach fortwährend in mich herein . . . Warten Sie nur, bis Sie nach Wien kommen! Dort ist's schön!“

„Wie lange fährt man bis Wien?“

„Fünf Stunden. Ach, Wien ist wirklich schön. Große Augen hab' ich gemacht! So große! Die schönen breiten Straßen. Zehn Mal breiter wie unsere Dorfstraße. Und der Stephansdom! Den müßtest Du einmal sehen! — Von Wien ging's nach Baden bei Wien. Dort besitzt meine Tante eine kleine Villa.“

„Hat sie denn keine Kinder?“

„Zwei Töchter. Die sind aber auswärts verheiratet. Ach, und die Aermste hat doch vor Jahren der Schlag getroffen. Sie ist ganz gelähmt, . . . auf fremde Hülfe angewiesen.“

„Hast Du sie gepflegt?“

„Drei volle Jahre. Länger hätt' ich's aber nicht ausgehalten. Denn sie schläft nachts fast gar nicht. Immer muß Jemand um sie herum sein. Ja, Hans . . . ich atmete ordentlich auf, als ich wieder in die Heimat zurück durfte. Aber ich will auch nicht undankbar sein. Tante war sonst sehr gut gegen mich. Rate nur, wieviel ich mir erspart habe? — Zweihundert Thaler . . . und ein paar schöne Kleider hat sie mir geschenkt . . . und Wäsche für die Ausstattung. — Doch ich werde ja nicht heiraten! Ich will alte Jungfer werden . . . Weißt Du — ich habe eigentlich viel an Dich gedacht, Hans! — Mit Menschen kam ich in Baden fast gar nicht zusammen. Woran sollte ich also denken? Nach Haus und an unsere Kinderspiele. Ich habe ja doch nichts erlebt. — Du hast gewiß schon mehr erlebt? — Willst Du wirklich Theologie studieren?“

Während Rathrein fröhlich vor sich hinplauderte, starrte Hans, wie geblendet in ihr sonniges Antlitz. Er hörte nur mit halbem Ohre, was sie sagte. Er hörte nur den melodischen Klang ihrer Stimme und sah nur und träumte.

Jäh fuhr er bei ihrer letzten Frage aus seinen Träumereien empor:

„Freilich! Warum sollte ich denn nicht?“

„Das ist hübsch!“ klatschte sie in die Hände. „Dann darfst Du auch nicht heiraten und ich werde Deine Pfarrwirtin. Wir versprochen uns doch, treu zu einander zu halten, gelt?“

Dem jungen Manne schwirrte und sumimte es durch das Hirn. Ein Gefühl, das er bisher nicht gekannt hatte, durchströmte heiß seinen bebenden Körper. Er dachte an die Worte seines Religionslehrers: „Meidet jeden vertrauten Umgang mit dem weiblichen Geschlechte und schauet kein Mädchen an. Denn aus dem Anschauen erwächst die Begierde, und die Begierde ist eine schwere Sünde.“

„Rathrein“, sagte er weich, „bis dahin hat's noch gut Weil' und wir können uns doch auch gut bleiben, wenn Du heiratest. Auch Stasy wird heiraten und ich bleibe ihr gut.“

„Bei einer Schwester ist das etwas anderes. Die Stasy hat keinen Jugendfreund, wie ich. Nein, nein! Ich bleibe schon ledig, wie Du! Aus Freundschaft — Uebrigens hat sich auch noch kein Verehrer bei mir gemeldet“, lachte sie mit ihrem glöckereinen Lachen.

Hans sprang auf, rieb sich die Stirn und reichte ihr mit warmen Drucke die Hand: „Adieu, Rathrein, Adieu!“

Dann lief er hinaus ins freie Feld. Ein stiller Frieden lag über der weiten Flur. Kein Lüftchen bewegte die Aehren, kein Hauch die Blätter und Büsche. Nur in seinem Herzen stürmte es. Er war ein bibelfester Mensch und erinnerte sich der Erzählung des hl. Lukas im vierten Kapitel: Der Teufel führte Jesus auf einen hohen Berg, zeigte ihm alle Reiche des Erdkreises in einem Augenblicke und sprach: Diese ganze Macht und Herrlichkeit will ich Dir geben, wenn Du vor mir niederfällst und mich anbetest. Jesus aber sprach: Weiche von mir. Denn es steht geschrieben, Du sollst Gott, Deinem Herrn allein dienen! Ja, ihm allein sollte und wollte er dienen. Aber der Satan war doch nun einmal an ihn herangetreten, in Gestalt eines schönen Weibes und hatte ihn zu verführen versucht. Ankämpfen wollte und mußte er gegen diese Versuchung mit allen Kräften seiner Seele und seines Willens. Et ne nos inducas in tentationes! — Und doch! Tat er seiner lieben Jugendgespielin mit den treuen, blauen Engelsaugen nicht vielleicht ein bitteres Unrecht? — In ihrer reinen Seele wohnte vielleicht kein sündiger Gedanke, nur in der seinen? . . . Ja, in der seinen! Er kam sich plötzlich ganz lasterhaft und verdorben vor! Er war nicht wert, in Rathreins reine Nähe zu treten. Und doch zog es ihn mit heimlicher, unwiderstehlicher Macht in ihre Nähe! Eine einzige halbe Stunde hatte ihn zu einem anderen Menschen gemacht und die elementaren Kräfte der Jugend geweckt! In Sünde war er geraten! In schwere Todsünde . . . Beichten wollte er sie und Kraft im Sakrament suchen gegen den heranbrausenden Sturm der Natur.

Erst in später Nachmittagsstunde kehrte er heim. Bläß, verstört. Die besorgte Mutter fragte, was ihm fehle. Kopfschmerzen hätte er. Er ging nach seinem Zimmer und vergrub sich in Büchern. Er las den Homer. Er las von den Greisen, deren weiße Köpfe die Schönheit Helena's berückt hatte. Vor ihm stand das griechische Weib. Es trug die lieblichen Gesichtszüge und die üppig-schwellenden Formen Rathreins. „Ne nos inducas in tentationes!“ schrie er, maß sein Kämmerchen mit hastigen Schritten, ergriff seinen Hut und lief hinaus . . . herüber nach dem Schulhause.

Rathrein saß mit ihren Eltern und Geschwistern vor der Haustür und häkelte. Es beruhigte ihn, daß er sie nicht allein angetroffen hatte. Der Lehrer begann alsbald eine wissenschaftliche Unterhaltung. Er kam auf Deutsch-Ost-Afrika und den Kilimandjaro zu sprechen, den sechshundert Meter hohen, durch vulkanische Kräfte erzeugten Bergriesen. Der ganze Gebirgsrand bestände aus Urgestein, aus Granit, Gneis und kristallinischem Schiefer. Hans erwies sich auf diesem Gebiete durchaus beschlagen und schwärmte von dem schönen, fruchtbaren Berglande von Usambara. Rathrein hörte ihm bewundernd zu. Bei Anbruch der Dunkelheit verließ er die Lehrerfamilie, um sich in sein Schlafkämmerchen zu begeben. Doch schloß er die ganze Nacht kein Auge zu.

Diese wissenschaftlichen Unterhaltungen wiederholten sich jetzt täglich während der Ferien im Schulhause. Aber geflüßentlich vermied es Hans, mit Rathrein allein zusammen zu kommen. Er entschuldigte sich solcher Art vor seinem eigenen Gewissen . . . Denn die Besuche galten ja doch eigentlich nur seinem verehrten, ehemaligen Lehrer.

Auch als er abreiste, verabschiedete er sich von ihr nur in Gegenwart ihrer Eltern und Geschwister.

Eine seltsame Veränderung trat nach seiner Abreise in Rathrein's Wesen ein, des früher so lebenslustigen und heiteren Mädchens. Stundenlang konnte sie schweigend dastehen und vor sich hinstarren. Ein weher, leidender Zug sprach aus ihrem Gesichtchen und oft hatte sie verweinte Augen. Den Fragen der Mutter nach dem Grunde ihrer Mißstimmung wich sie scheu und verlegen aus. Doch ließ sie der melancholische Hauch, der über ihr wie ein duftiger Nebelschleier ausgegossen lag, noch schöner erscheinen. Weit und breit galt sie als das hübscheste Mädchen der ganzen Gegend. Deshalb konnte es ihr auch an Freiern trotz ihres jugendlichen Alters nicht fehlen.

Besonders machte ihr ein Adjuvant aus dem Nachbardorfe lebhaft den Hof. Fast täglich

legte er die sieben Kilometer zu Fuß zurück, um sich ein oder zwei Stunden ihres Liebreizes zu erfreuen. Die Eltern sahen diese unzweideutigen Bewerbungen gern. Denn Herr Kolibay war ein gefeilter, fleißiger und sparsamer Mensch, der Garantie bot. Auch hatte er, wie er gelegentlich, aber nicht unbeabsichtigt unterlaufen ließ, nach Vaters Tode eine kleine Erbschaft zu erwarten. Eines Tages faßte er sich ein Herz und trug Frau Rotremba unverblümt seine Werbung vor. Freudig erregt hinterbrachte sie den Antrag der Tochter.

Rathrein erschrak und alle Farben wichen aus ihren zarten Wangen.

„Mutter“, sagte sie mit tränenerstickter Stimme, „ich heirate nicht!“

Frau Rotremba stand starr und wie vom Schlage gelähmt da. Einige Minuten rang sie nach Fassung.

„Mädel“, sagte sie endlich, „was fällt Dir denn ein? Was willst Du denn eigentlich? Soll etwa ein Graf um Dich kommen? Herr Kolibay braucht nur einen Finger auszustrecken und zehn Mädchen hängen daran. Reiche Mädchen! Du kennst doch unsere bescheidenen Verhältnisse. Wir haben außer Dir noch fünf zu versorgen! Du bist übermütig, weil Dir der liebe Gott ein hübsches Lärchen geschenkt hat. Aber auch hübsche Mädels gibt es genug auf der Welt. Nimm doch Vernunft an!“

Rathrein fiel der redseligen Frau weinend um den Hals:

„Liebe, liebe Mutter! Ich schenke Euch meine Ersparnisse, aber zwingt mich nicht, ich kann nicht!“

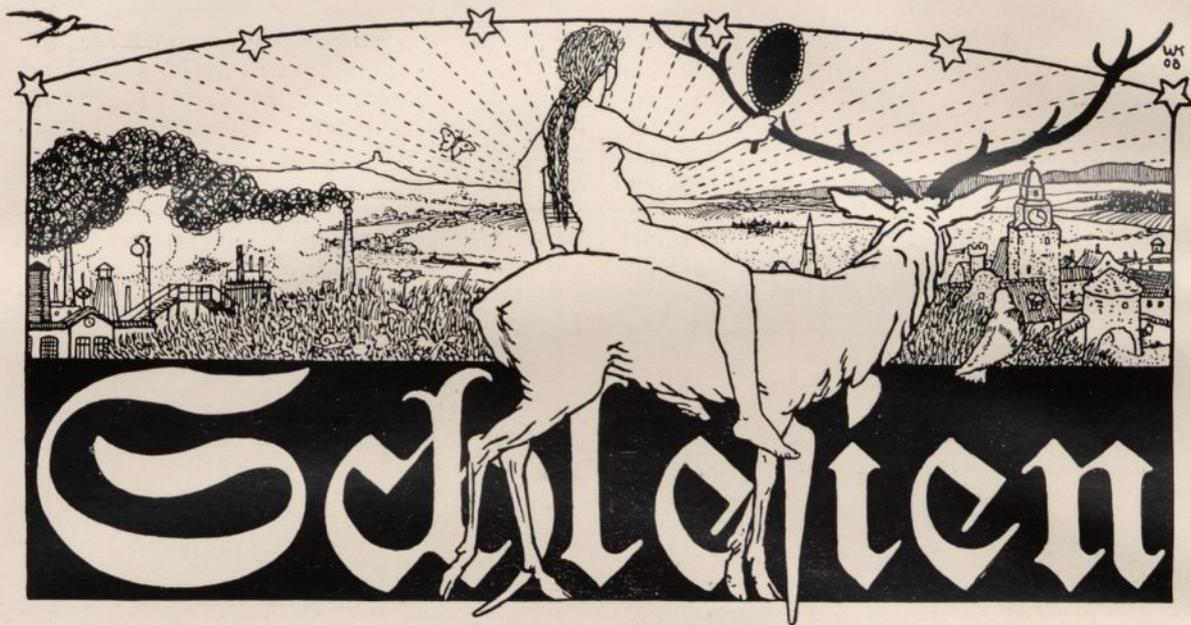
„O Gott! o Gott! o Gott“, jammerte Frau Rotremba. „Solch' ein Glück und es von sich zu stoßen! Was soll ich denn dem armen Menschen sagen? Er ist Dir aus ganzer Seele zugetan, hat er mir versichert! Was soll ich dem Vater sagen? Er wird ja totunglücklich sein!“

Rathrein kämpfte einen schweren, inneren Kampf und ging mit krampfhaft gefalteten Händen im Zimmer auf und ab. Sie sah das Leid, das sie ihren guten Eltern zufügte, sie fühlte aber auch das Leid, das ihr tief, unendlich tief im eigenen Herzen saß.

„Mutter“, bat sie flehentlich, „gönnt mir noch ein Jahr Ueberlegungszeit. Ich bin ja so jung. Herr Kolibay mag nach einem Jahre wieder anfragen. Vielleicht gebe ich ihm dann mein Jawort. Aber bis dahin möchte ich nicht mehr mit ihm zusammen kommen.“

Aergerlich verließ die Rektorin das Zimmer und hielt mit dem Adjuvant eine längere, heimliche Zwiesprache.

(Fortsetzung folgt.)



## Ein Quellenfinder

Von Seminarlehrer P. Thamm in Biegenhals

Wie sich Krankheiten forterben, so auch Anschauungen und Vorurteile. Auch die Wünschelrute als Wasserfinderin zählt heutzutage noch ihre zahlreichen Anhänger, während andere ihr nur eine bedingte Kraft zuschreiben, ja sie sogar zu den verrosteten und verstaubten Requisiten längstvergangener Zeit zählen, die nur die Berechtigung haben, ihr Dasein in Museen oder Raritätenansammlungen zu fristen wie Freitugeln, Passauer Schutzbriefe, Hexensalben und andere Wunderdinge.

Die Gegner der Wünschelrute erklären ihre Kraft für Aberglauben, Einbildung und Täuschung und behaupten, einen tatsächlichen und stichhaltigen Beweis für den Wert der Wünschelrute als Wasserfinderin hätten die Rutengänger bisher nicht geliefert, und mit ihren unkontrollierbaren Behauptungen habe die Wissenschaft bisher nichts anfangen können. Überall gäbe es in mäßiger Tiefe, Ton-schichten ausgenommen, Wasser. Sie könnten den Behauptungen der Rutengänger nur dann wissenschaftlich näher treten, wenn durch Nachprüfung der Beweis erbracht wäre, daß an allen denjenigen Stellen, wo die Rute kein Wasser anzeige, auch tatsächlich keines zu finden sei.

Man darf es wohl den Rutengängern nicht verübeln, wenn sie die bedeutenden Kosten für diesen nach ihrer Ansicht unnötigen Beweis

ablehnen und die Beweisführung ihren Gegnern zuschieben, denen als Vertretern der Wissenschaft auch reichlichere, selbst staatliche Mittel zur Verfügung stehen.

Die Verteidiger der Wünschelrute, darunter anerkannte Fachleute, halten an ihrer Kraft fest, sehen in ihr etwas anderes als ein Spielzeug für abergläubische Leute, erklären sie jedoch auf natürliche Weise durch die Elektrizität. Seitdem man weiß, daß nicht nur Metalle, sondern fast alle Körper radioaktive Erscheinungen zeigen, besonders das Quellwasser\*) und von Elektrizität und Magnetismus beeinflusst werden, ist die Annahme nicht von der Hand zu weisen, daß die unterirdisch fließenden Gewässer als gute Leiter für elektrische Ströme auf die Rute bestimmend d. h. anziehend einwirken. Demnach wäre diese der Vermittlungsapparat zwischen dem Rutengänger und dem Wasser und zeige ihm letzteres ebenso an wie die Magnetnadel dem Seemann die Richtung. Ausgeschlossen ist dabei durchaus nicht, daß der Quellenfucher nebenbei ein tüchtiger Geologe ist, der aus der Art des mehr oder weniger durchlässigen Gesteins, aus der Verteilung und Lagerung der Schichten,

\*) Neuerdings durch Prof. Charles Moureu in Paris in der „Science“ nachgewiesen, der im Quellwasser auch Helium, Argon und Neon entdeckte.

aus dem Charakter der Gegend und anderen Merkmalen seine Schlüsse zieht und so sein durch ein empfindliches Nervensystem geschärftes, natürliches Gefühl durch die Wissenschaft unterstützt.

Wir finden hier einen ähnlichen Vorgang wie beim Hypnotismus, dem man anfangs mit Spott und kaltem Lächeln begegnete, dem heute jedoch auch bedeutende Gelehrte ihre Aufmerksamkeit zuwenden. Auch insofern ähneln sich das Wassersuchen und der Hypnotismus, als nicht jeder sich gleich gut zur Ausübung dieser Künste eignet, der sensible Denker mehr als der robuste Hausknecht, die zartbesaitete Dame mehr als ein oberbayrisches Bauernmädchel. Gibt ja auch nur das Fell der Raße, nicht das des Esels, elektrische Funken, wenn man es streicht.

Eine dritte Partei, das Volk, hält jedoch fest an der Wunderkraft der Wünschelrute, denn für Dinge, die ihm unerklärlich erscheinen, setzt es nach Altväterfittte gern die übersinnliche Einwirkung ein. Noch immer spielen sympathetische Mittel in Krankheiten, der Strick des Gehängten beim Lotteriespielen, wahrsagende Karten und Traumbücher in seinem Leben eine wichtige Rolle.

Unter den jetzigen Quellsuchern sind die verschiedensten Stände vertreten. Während es in Lothringen, in der Gegend von Bitsch, eine Anzahl von Personen, meist Landleuten, Arbeitern, Handwerkern, gibt, die mittelst einer Rute Wasser suchen, man nennt sie „Brunnengickler“, hat vor längerer Zeit auch der in Wilhelmshöh zur Kur weilende Prinz von Carolath vor dem Deutschen Kaiser und seiner Familie interessante Proben seiner Fertigkeit im Auffinden von Quellen durch die Wünschelrute abgelegt. Desgleichen sucht Landrat von Uslar in unseren afrikanischen Kolonien nach Wasser\*) — seine günstigen Erfolge bestätigte die Kolonialzeitung —, und wir haben alle Ursache, falls die Wünschelrute hier ihre Schuldigkeit tut, im Interesse unserer Steuern vor diesem „findigen“ Instrumente unsere Verbeugung zu machen. Sie würde alsdann zu einem der wichtigsten Rüstzeuge unserer überseeischen Kolonisation werden.

Aus früherer Zeit sind besonders der französische Abbé Richard und der schlesische Graf Wrshowek als Quellenfinder bekannt. Wie letzterer seinerzeit dabei verfahren ist, soll folgende Mitteilung zeigen. Ich berichte als Augenzeuge nur Tatsachen und überlasse es dem Leser, seine Schlüsse daraus zu ziehen.

Es war im Jahre 1872, als an die Ge-

\*) Vergleiche seinen in Gegenwart des Kaisers gehaltenen Vortrag im Deutschen Landwirtschaftsamte zu Berlin vom 17. Februar.

meindevertretung von W., einem großen Pfarrdorfe der Grafschaft Glaz, die Forderung herantrat, einen Schulbrunnen zu bauen. Wohl besaß die dortige Schule eine ergiebige Pumpe; da diese aber dicht an der Kirchhofmauer stand, drang die Behörde aus hygienischen Gründen auf Anlage eines neuen, etwas entfernter liegenden Brunnens. Um den durch vielleicht vergebliche Nachgrabungen entstehenden Kosten auszuweichen, nahm die Gemeinde ihre Zuflucht zu dem in Bad Langenau wohnenden Quellenfinder Grafen Wrshowek.

Er kam, ein alter würdiger Herr von aristokratischer Hagerkeit und scharf ausgeprägten Zügen, an einem strengen Januartage in W. an. Der Erdboden war fest gefroren und hier und da, namentlich in den Vertiefungen mit Schnee bedeckt. Zuvor jedoch soll der Platz kurz geschildert werden, da dies zum Verständnis des folgenden notwendig ist, wobei ich bemerke, daß das Terrain dem Grafen gänzlich unbekannt war.

Die Kirche nebst umliegendem Kirchhofe, das Pfarrhaus und die Schule von W. liegen am Rande eines Plateaus, das hinter den Gebäuden in Feldern sanft ansteigt, nach vorn aber 60 bis 70 Meter steil zum Dorfbache und der daneben hinlaufenden Straße abfällt. Nur ein schmaler Fahrweg trennt die Schule von dem durch ein Geländer geschützten Rande. Schrägüber von ihr macht die scharfe Hügelkante eine Ausbiegung in Form eines Felsendreiecks, gerade groß genug, um das Häuschen des Nachbars zu tragen. Jenseits des Baches zieht sich parallel auch eine Hügelkette hin, auf der zerstreut Bauernhöfe liegen. Das eigentliche Dorf lagert sich also in einem langen, schmalen Tale. Noch sei bemerkt, daß der Boden unter einer ergiebigen Humusschicht hauptsächlich Kalk- und Sandstein birgt, der auch aus mehreren Tagbauen ganz in der Nähe des Dorfes gewonnen wird.

Als Graf Wrshowek ankam, begab er sich sofort nach dem Schulbrunnen und erklärte nach dessen Untersuchung, daß sein Wasser zum häuslichen Gebrauch in der Tat ungeeignet sei. Hierauf durchschritt er den anstoßenden Schulgarten, um nach Wasser zu suchen. Ich, der ich damals als zweiter Lehrer in W. angestellt war, und mich für diese Sache interessierte, begleitete ihn auf Schritt und Tritt und beobachtete sein Tun ganz genau. Langsamem Schrittes durchquerte er den Garten nach allen Richtungen. Dabei hielt er mit der vorgestreckten rechten Hand an einer ungefähr 1 Meter langen Schnur eine gläserne Kapsel, die die Form und Größe einer Zwiebel hatte und von rotbrauner Farbe war. Es schien mir, als sei sie mit einer farbigen Flüssigkeit gefüllt,

Dahingehenden Fragen wich der Graf aus. Als er an eine etwas tiefer gelegene, mit Schnee gefüllte Stelle des Gartens kam, meinte er, hier sei wohl Wasser vorhanden, doch weder ausreichend noch beständig. Der Hauptlehrer, der mit dem Schulzen und einem Schulvorsteher auch zugegen war, mußte ihm beistimmen, denn aus langjähriger Erfahrung wußte er, daß sich im Sommer an diesem Orte Feuchtigkeit zeige, die aber bald wieder verschwinde.

Da sich auf dem ganzen Schulgrundstück kein Wasser vorfand, überschritt man den Fahrweg und betrat das nachbarliche Gebiet, jenes oben erwähnte Felsendreieck. Dicht vor den Fenstern des kleinen Häuschens begann die gläserne Kapsel hin und her zu schwingen, ohne daß ich eine Hand- oder Fingerbewegung des Quellenfinders bemerkt hätte. Mit Bestimmtheit behauptete er nun, an der betreffenden Stelle sei eine starke Quelle vorhanden und zwar ungefähr in einer Tiefe von 30 Fuß. Unser Erstaunen war groß, denn hier hatten wir wohl am wenigsten eine Quelle vermutet, hier auf diesem felsigen Grunde.

„Jetzt wollen wir doch sehen, woher die Wasserader kommt“, sprach Wrschoweß und schritt längs des Weges, genau in der Richtung, die ihm die pendelnde Glaskapsel angab. Der Weg führte um die Kirchhofsmauer, durchschnitt eine Ecke des Pfarrgartens und endete in der Mitte des Pfarrgehöftes bei der dortigen Pumpe. Hier begann das Instrument kreisende Bewegungen zu machen, was der Graf dahin erklärte, daß der Brunnen durch mehrere von verschiedenen Seiten, meist von den höher gelegenen Feldern kommende Wasseradern gespeist werde. Die Bedenken des Pfarrers,

bei Anlage des neuen Schulbrunnens werde möglicherweise sein Brunnen versiegen, widerlegte Wrschoweß und riet zum sofortigen Angriff des Baues.

Nachdem der Nachbar unter Zusicherung der freien Wasserentnahme aus dem neuen Brunnen seine Einwilligung gegeben hatte, schritt man noch während des Winters zur Ausföhrung, und nach mehrwöchentlicher, schwerer Arbeit, da Felschichten durchbrochen werden mußten, stieß man in einer Tiefe von 28 Fuß auf Wasser. Der eiligst davon benachrichtigte Graf meinte, man möge noch 1½ Fuß tiefer gehen und dann aufhören, weil sich sonst die Alder verlieren könne. Dies geschah; man baute den Brunnen aus und seitdem liefert er prächtiges Wasser in hinreichender Menge.

Auf dem der Schule gegenüber liegenden Hügel, jenseits des Dorfbaches, liegt ein Bauernhof, der eines Brunnens entbehrte, so daß der Besitzer genötigt war, das erforderliche Wasser aus dem Bache zu entnehmen und mühsam auf die Höhe zu schaffen. Er wollte daher einen Brunnen anlegen und gab Hunderte für Tiefgrabungen aus. Allein vergebens, nirgends fand sich in oder bei seinem Hofe ein Tropfen Wasser. Als nun Wrschoweß in W. erschien, benutzte der Bauer die Gelegenheit und ließ auch sein Grundstück von ihm untersuchen. Der Quellenfinder umschritt das ganze Gehöft, gab aber zuletzt die wenig erfreuliche Erklärung ab, daß daselbst kein Wasser vorhanden, auch jegliches Nachgraben vergeblich sei. Der Besitzer holt nach wie vor das Wasser aus dem Dorfbache. Daß er im Interesse der Wissenschaft seine Nachgrabungen nicht fortgesetzt hat, um vielleicht den gegenteiligen Beweis zu erbringen, wird ihm niemand verargen.

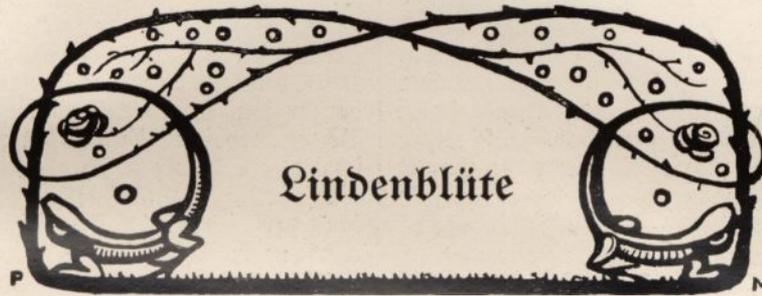
## Abend

Hoch steht die Sonne auf bekränzten Höhen,  
Läßt tagesmüd das schwere Szepter sinken . . .  
Und welcke Blumen zitternd auferstehn,  
Um Kühlung aus dem feinen Kelch zu trinken.

Die gelben Felder schmücken sich zur Nacht  
Und legen schweren Purpur um die Säume,  
Mit goldnen Bändern heilger Königsmacht  
Umwinden stolz sich sturmerprobte Bäume.

Auch fern im Thal die laute Riesenstadt  
Legt feiernd ihre Hämmer still zur Seite,  
Und lichtverhängte Türme träumen matt  
In unbegrenzte, uferlose Weite.

Hans Herbert Ulrich



Die Bienlein summten  
 Und furrten und brummten  
 Und waren aus ihrem dunklen Raum  
 Geflogen zum grünenden Lindenbaum,  
 Der gleich einer mächtigen Riesenhaube  
 Beschirmt die verschwiegene Gartenlaube.  
 Da murrten die Bienlein, arg verdrossen:  
 „Die Blütenknösplein noch verschlossen?  
 Und sind doch geschwollen wie Erbsen rund!  
 Du törichter Alter, das ist nicht gesund!  
 O, spende uns doch den Honig süß!  
 Wann öffnest Du uns Dein Paradies!“

Zog schwül heran die Sommernacht,  
 Da ward jed' Pfortlein aufgemacht,  
 Und durch die Morgensonnenluft  
 Wallt süßer Lindenblütenduft.

Die Bienlein jubeln: „Wir danken schön!“  
 Doch sage: „Ist denn ein Wunder geschehn?  
 Was hat urplötzlich über Nacht  
 Den starren Sinn Dir mürbe gemacht?“  
 Mit schmunzelndem Lächeln spricht die Linde:  
 „Ach, Kinder, das sind merkwürdige Gründe!“  
 Gar Seltsames hab ich heut Nacht erlebt;  
 Noch jetzt mein Herz vor Wonne erbebt!  
 Im Mondenschein schlich zur Gartenlaube  
 Die Gret' — doch nicht allein, wie ich glaube!  
 Und all' meine Knösplein, voll Neugier den Sinn,  
 Die lugten und linzten zur Laube hin  
 Und sind, wie's stürmisch drin herzt, küßt und  
 schmaßt,  
 Vor lauter Lachen aufgeplatzt!

Robert Sabel



Die Otternsteine im Eulengebirge

## Im Eulengebirge

Von M. P o e h l e m a n n in Breslau

Von den Schlesiſchen Mittelgebirgen kann dem Eulengebirge mit ſeinen Vorbergen, die für die Touriſtik ſowohl wie für einen längeren Sommeraufenthalt die beſten Vorbedingungen bieten, entſchieden der Vorzug gegeben, und es kann wegen der Fülle ſeiner Natuſchönheiten anderen Gegenden durchaus ebenbürtig an die Seite geſtellt werden.

Eulengebirge wird die zum Gebirgssystem der Sudeten gehörende Bergkette genannt, welche das Gläzer-Reſſelland auf der Nordoſtſeite abſchließt und ſich an die Oſtſeite des Waldenburger Gebirges

anſetzt. Es verbindet alſo dieſes mit dem Wartha-Reichenſteiner Gebirge, wird vom Waldenburger Gebirge im N.-W. durch die Weiſtriß und vom Wartha-Reichenſteiner Gebirge im S.-O. durch die Gläzer Reiße geſchieden. Im S.-O. bildet die Gläzer Steine mit der Waldiß und im N.-O. die Peiße

die Grenze des Eulengebirges. Das Eulengebirge ſtellt einen von N.-W. nach S.-O. ſich erſtreckenden 36 Kilometer langen und 4—12

Kilometer breiten Gebirgskamm dar; es ſcheidet die Kreiße Neurode und Gläz einerſeits von Reichenbach



Reichenbach



Sieb und Bergschloß (Neubielau)

und andererseits von Frankenstein; von dem Durchbruch der Glazer-Neiße bei Wartha reicht die Gebirgskette bis zum Ende des Granits im N.-W., also beinahe bis nach Salzbrunn. Nach allen Seiten hin fällt sie mehr oder weniger steil ab, besonders ist dies nach N.-O. zur Ebene der Fall. Vom Hauptkamm zweigen sich zumeist rechtwinklig viele Ausläufer ab, die die Täler einschließen.

Das Eulengebirge zerfällt in 3 Hauptteile: den nordwestlichen Teil, von der Weistritz bis zum Friedersdorfer Paß, den mittleren Hauptgebirgsstock, der sich bis zum Silberberger Paß hinzieht, und endlich den südöstlichen, beim

Wartha-Paß endigenden Teil. Die Hauptmasse des Eulengebirges, welches fast ganz bewaldet ist, besteht aus Gneis, der südöstliche Teil aus verschiedenen Schieferarten. In diesen Hauptgesteinen sind wieder andere Gesteinsarten eingelagert; am Südabhange des Rammes liegen roter Sandstein, Steinkohle, Kalk und Grauwackensandstein, auf der Nordseite des östlichen Endes Serpentin. Die Berge tragen in der Hauptsache Nadelwald, wie überhaupt die herrschende Vegetationsform des Eulengebirges der am Nordabhang bis 450 Meter, am südlichen bis 600 Meter herabreichende Wald das am stärksten ausgeprägte Vegetationsbild abgibt. Die Höhenzone besitzt infolge der eingestreuten Laubhölzer und Tannen eine große Mannigfaltigkeit, während von 800 Meter an die Fichte vorherrscht, deren zuweilen auch in der unteren Regionen führende Rolle jedoch, ebenso wie das Auftreten der im Eulengebirge sonst nicht einheimischen Lärche, auf den Einfluß der Forstkultur zurückzuführen ist. Von Laubhölzern finden wir an Bachufern vielfach Grauerlen, auf Lichtungen Birken; Buchen schließen sich, oft vereint mit Bergulmen und dem sonnigen Bergrücken bevorzugenden Bergahorn, zuweilen zu größeren Beständen zusammen. In den Lampersdorfer Forsten, auch zwischen Silberberg und Wartha, finden wir mehrfache Exemplare von Eiben.



Steintunzendorf (unterer Teil)

Lange Zeit hindurch wurde das Eulengebirge in der Hauptsache lediglich von den Naturfreunden der umliegenden Ortschaften aufgesucht; sein Name trat der weiteren Welt höchstens in Verbindung mit dem, in den großen Industriedörfern des Gebirges s. Zt. herrschenden Weberelend. Erst die Tätigkeit des „Verbandes der Gebirgsvereine an der Eule“ hat die Schönheiten der Eulengebirgs-Natur weiteren Kreisen zugänglich gemacht. Zwar bestanden schon vordem Gebirgsvereine in Reichenbach, Wüstegiersdorf, Charlottenbrunn, Neurode und Schweidnitz; sie schlossen sich 1883 zu einem „Verband des Eulengebirgs- und Waldenburger-Gebirges“

zusammen, dem sich 1886 auch der ein Jahr vorher begründete „Hobtengebirgs-Verein“ angeschlossen, aus dem dann, nach dem Austritt des letzteren und der Waldenburger-Gebirgsvereine 1893 der „Verband der Gebirgsvereine an der Eule“ hervorging, dem heute 10 Einzelvereine in

Breslau, Frankenstein, Nimptsch, Peterswaldau, Reichenbach, Langenbielau, Silberberg, Peilau-Snadenfrei, Schweidnik und Wüstenwaltersdorf mit über 2000 Mitgliedern angehören.

Durch Massigkeit und kühne Umrisse vermag das Eulengebirge auf den ersten Blick zu nächst nicht sonderlich für sich einzunehmen; aber lieblich und schön sind seine Höhen und Täler, und wer es versteht, nicht Kultur-, sondern Naturgenüsse vor allem zu suchen, der wird bei einem Besuche voll auf seine Rechnung kommen. Die von weitem so starre Gebirgsmauer gestaltet sich in der Nähe zu einer herrlichen Welt, in der man nicht müde wird, alle die lauschigen Plätzchen zu besuchen, an denen es sich so selig träumen läßt, wo Sage und Geschichte aus Schlesiens Vergangenheit zu uns reden, wo sich dem Forscher begehrte Schätze erschließen. Mit glühendem, weitgespanntem Rahmen umschließen stetig fließende Wasseradern, die für die am Fuß des Gebirges sich ausdehnenden Fabrikdörfer Langenbielau und Peterswaldau eine industrielle Notwendigkeit darstellen, und auf der anderen Seite die schlesische Ebene mit ihrem bunten Mosaik aus Dorf, Stadt und Flur das entzückende Landschaftsbild. Überall atmen wir Frieden und Waldeinsamkeit; dafür spricht der Wald zu uns im Rauschen seiner Blätter und Zweige, im Zwitschern und Jubilieren seiner gefiederten Bewohner, in der ganzen unverwüstlichen Lebenskraft des Bodens zu unseren Füßen, wo das Sprossen und Keimen, wo das Blühen und Duftens uns ein Zeugnis ablegt von der Schaffenskraft der Natur. Überall Ruhe, Waldeinsamkeit! Das gewerbstätige Leben, die blühende Industrie des Eulengebirges wickelt sich fern von den Bergen in den langen Dorf-



Schloß in Peterswaldau

reihen der Ebene ab. Steigt man höher gegen das Gebirge hinauf, dann werden die Häuserreihen der Dörfer immer dünner, bis sie schließlich selbst in die engen Gebirgstäler eintreten, um in ihren am weitesten vorgeschobenen Enden inmitten von herrlichen Wäldern dem Naturfreund ein ungestörtes Heim zu bieten. Da locken gutgepflegte und gezeichnete Wege für zahlreiche Spaziergänge, an stillen Forellenweihern vorbei, empor zu rauschenden Bächen. Da bieten sich Wege für zahlreiche Spaziergänge, die einen sicheren Führer durch Farben und Wegweiser für Wanderungen für jede Zeitlänge abgeben, bis hinauf auf den Kamm zu seinen ausichtsreichen Kuppen. In der Hohen Eule (1014 Meter) erreicht das Eulen-



Raschbach

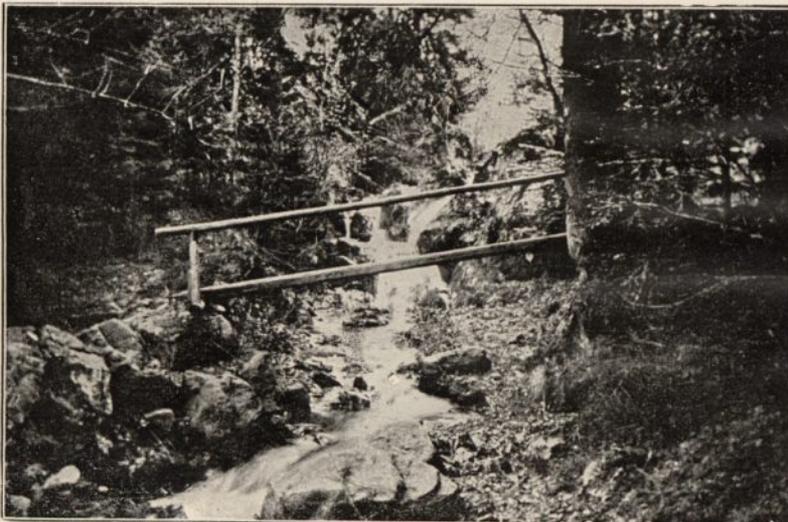


Schmiedegrund

gebirge seine höchste Erhebung. Der alte hölzerne Aussichtsturm, der 1887 errichtet und 1904 wegen Baufälligkeit abgebrochen wurde, hat inzwischen dem am 24. Mai 1906 eröffneten Bismarkturm Platz machen müssen. Mit ihm wurde seitens des „Verbandes der Gebirgsvereine an der Eule“ ein dauerndes Anziehungsmittel dem Eulengebirge geschaffen. Da der an der Baustelle, die von dem Grundherrn Grafen Seidlitz-Sandreczki auf Langenbielau bereitwillig zur Verfügung gestellt war, befindliche Gneis sich zum Bau nicht eignete, wurde die Herstellung des Turmes in Zementbeton von der Leipziger Firma Bastänier & George bewirkt. Die Kosten beliefen sich auf ca. 20 000 Mark. Ein weihewoller überwältigender Moment, urplötzlich vor diesem steinernen Riesen

bezirks Breslau auf der linken Oderseite, von Striegau, Neumarkt, Breslau bis hin nach Münsterberg und Ramenz. Der hohe Standpunkt läßt die Vorberge des Schlesischen Gebirges in dieser Landschaft wie niedrige Hügel erscheinen. Offen liegt der Glazer Gebirgskessel vor uns; wir sehen die Festung Silberberg, das Reichensteiner Gebirge, das Menze- und Heuscheuer-Gebirge. Gen Westen erkennen wir deutlich die gesamten Höhenzüge des Waldenburger Berglandes und darüber hinaus bei völlig klarer Luft auch deutlich den Ramm des Riesengebirges. Ein schönes Stück Erde, das vor uns liegt! Ein harziger Duft steigt auf, den wir mit Behagen einatmen. Ueberwältigt von der Schönheit der Gottesnatur wenden wir uns auf dem weißbezeichneten Wege durch den

Wald, der ebenfalls dem Verbande der Gebirgsvereine an der Eule gehörenden Eulenbaude zu. Nach 15 Minuten ist sie erreicht, und da liegt auch vor uns das idyllische Eulendörfel mit seinen wenigen, wie aus einer Spielzeugschachtel aufgebauten dürftigen Häuschen; im fernen Hintergrunde das Falkenburger Tal und als hohe Firmauer abschließend zeigen sich Heuscheuer- und Braunauer-Berge, im glitzernden Kleid von der Sonne beschienen, dem entzückten Blick. Doppelt gut schmeckt nach all dem Gesehenen der Imbiß in der trauten Eulenbaude. Zum Abstieg wählen wir



Schmiedegrund (Wasserfall)

den neuen interessanten, von Herrn Apotheker Max Fritsche in Reichenbach erst kürzlich geschaffenen Weg. Vom Grenzhau wendet er sich durch romantische Waldpartien über die Wegeführung Kreuztanne-Ladestadt, wo uns bald entzückende Ausblicke in das Steinkunzendorfer Tal, auf die reichbewaldeten Höhenzüge am Eulerrücken und in den Reichenbacher Talkessel über die seitlichen Ausläufer des Schindelberges dauernd fesseln, nach dem lieblichen, völlig von Bergen umschlossenen Steinkunzendorf, dem Krummhübel des Eulengebirges, das sich in den letzten Jahren auch ganz zu einer modernen Sommerfrische entwickelt hat.

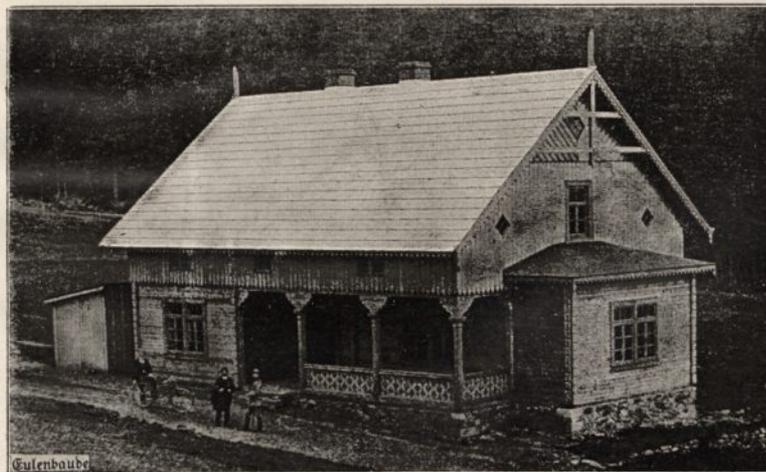
Als Rückweg vom Turme wird auch viel der Quarcksteinweg benützt, ein guter, breiter Waldweg, der über den Hirschplan nach dem industriereichen Wüstewaltersdorf führt, und der dem Wanderer ebenfalls zahlreiche prächtige Ausblicke bietet.

Aehnlich wie im Riesengebirge führt ein mit rot-weiß gezeichneter Weg über den ganzen Kamm des Eulengebirges, der außerordentlich lohnend ist, aber eine stramme Tagespartie darstellt. Diese Kammwanderung von den Sieben Kurfürsten über die Hohe Eule, Ladestadt, Ziegensteine, Sonnenkoppe, Sonnensteine, Ascherkoppe, Hahnenvorwerk bis nach Silberberg, als den beiden Endpunkten des Eulengebirges kann noch weiter ausgedehnt werden, bis an die Gläzer Neiße und andererseits bis an die Weistritz. Der östliche Flügel von Wartha bis Silberberg bietet den Sommerfrischlern der dortigen Dörfer Spaziergänge in großer Zahl auf geologisch durch Silberschiefer und Kohlentalk bemerkenswerten Ruppen. Jenseits der nun folgenden tiefsten Einsattelung im Kamm, über welche die Eulengebirgsbahn an den Zähen der Bahnstange nach dem Gläzer Ländchen hinüberklettert, vorbei an Tälern und Höhen, liegt die Festung Silberberg, die großartige Schöpfung Friedrichs des Großen, dessen Werk da oben so steil thront, wie seine Ge-

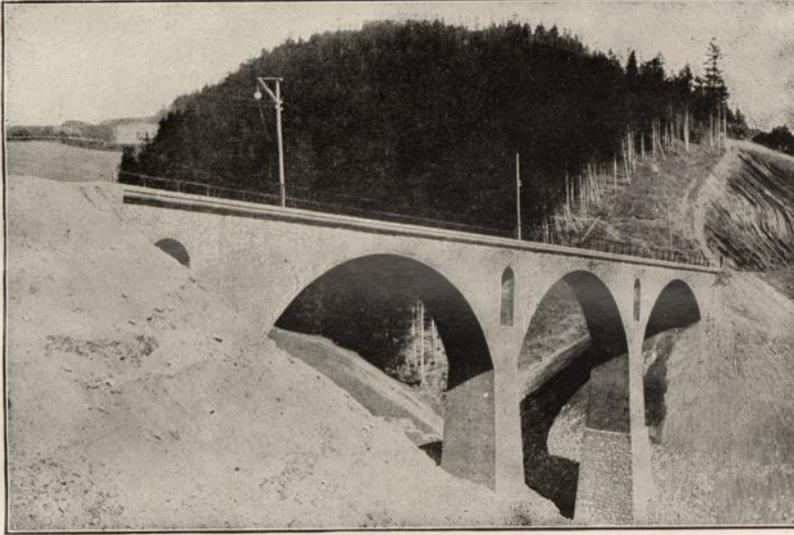


Eulendörfel

sichte erhaben ist. Der flüchtige Wanderer kann von der ganzen Gebirgsherrlichkeit, die die Natur verschwenderisch um die ausgedehnten Festungswerke ausgestreut hat, nur kosten; aber der bedächtig genießende Sommergast, der in Silberberg, in Raschdorf, in der Brandmühle oder auf dem Hahnenvorwerk sich auf etliche Wochen eingerichtet hat, dem wird jeder Tag neue unvergeßliche Eindrücke bringen. Wandere einmal stundenlang den herrlichen Friedrichsweg durch die prächtigen Lampersdorfer Forsten, die anerkannt den schönsten Waldbestand des ganzen schlesischen Gebirges aufweisen, sieh einmal herab von der mit einem Aussichtsturm gekrönten Ascherkoppe auf das vor dir liegende Land, oder von der stolzen Felsgruppe der Ottensteine, der Sonnenkoppe oder der Reimskoppe, deren imposanter hochbewaldeter,



Eulenbaude



Viadukt der Eulengebirgsbahn bei Silberberg

zum Teil von Felsen gekrönter Bergrücken auf dich eine ganz besondere Anziehung ausüben wird! Ueberall sind die Landschaftsbilder verschieden, wechselnd die Eindrücke, die Bewohner und ihre Sitten in dem langgestreckten Gebirge, aber überall gleich angenehm empfindet es der Naturfreund, an keiner Stelle geldlüsterne Wirte zu finden, die sich anheißig machen, für die selbstlos in Hülle und Fülle spendende Natur den unberufenen Kassierer zu spielen. Nicht nur auf der gemütlichen Eulenbaude, auch in der Zimmermannsbaude, im Hahnenvorwerk, sowie in der neuerrichteten Grenzbaude und auf dem Donjon in Silberberg, dessen Erhaltung sich der Reichenbacher Eulengebirgs-Verein

fremden Händen gewesen. Nach dem Tode Karls VI. 1740 machte Friedrich II. mit bewaffneter Macht seine Rechte auf Schlesien geltend. Als nach der ersten Eroberung Schlesiens 1741 der preußische König sich von den Ständen in Breslau huldigen ließ, da leisteten im November auch Silberberg und Reichenstein dem Monarchen den Eid der Treue. Der Friede zu Breslau 1742, derjenige zu Dresden 1745 und endlich nach 7jährigem Kampfe der Friede zu Hubertusburg 1763 bestätigten die landesherrlichen Rechte Preußens auf Schlesien und die Grafschaft Glatz mit Ausnahme der Fürstentümer Teschen, Troppau und Jägerndorf. So kam Silberberg zu Preußen. Schon im ersten

besonders angelegen sein läßt, und wo auch eins der verfallenen Räume als Vereinszimmer eingerichtet ist, findet der Gast bei mäßigen Preisen gute Verpflegung und Unterkunft.

Silberberg, mit Recht die Perle des Eulengebirges genannt, ehemals eine freie Bergstadt, hat ihren Namen von dem in früherer Zeit dort betriebenen Bergbau auf Silbererz. Zu Anfang des 30jährigen Krieges ging jedes Interesse für den Bergbau verloren; spätere Versuche, ihn wieder zu beleben, blieben erfolglos. Silberberg hat eine außerordentlich reiche geschichtliche Vergangenheit und ist oftmals in

schlesischen Kriege hatte die Silberberger Gegend die Aufmerksamkeit des Preußenkönigs in hohem Grade erregt, und die Höhen zu beiden Seiten des Passes erschienen ihm zur Anlage von Befestigungen wie geschaffen. So entstand nach unendlichen Mühen, hoch über der Stadt, auf 6 Berggipfeln thronend, nach dem Plan des Oberleutnants von Regeler in den Jahren 1765 bis 1777 der gigantische Bau, dessen Kosten einschließlich der Kaserne über 7 Millionen Taler gekostet haben soll, und der heute noch, nach fast 1½ Jahrhunderten, trotz des leider fortschreitenden Verfalles, jeden Besucher mit

Festung Silberberg  
(Blick auf den Spitzberg)

Staunen und Bewunderung erfüllen muß. Der Donjon liegt 685 Meter, die große Strohmaube 740 Meter über dem Meere. Engverknüpft mit dem Namen der Festung ist auch der des plattdeutschen Dichters Friß Reuter, der von 1834 bis 1837 einen Teil seiner Festungshaft hier verbrachte, und der in seiner köstlichen „Festungstid“ von seinem Silberberger Aufenthalt erzählt. Seit 1860 ist die Festung als solche aufgehoben, und 1867 wurde auch die letzte Garnison, das Füsilier-Bataillon des 51. Infanterie-Regiments, aufgelöst. Mit ihren gewaltigen Mauern konnte die Festung 1806 den napoleonischen Truppen, die sich umsonst daran versuchten, Trotz bieten; weder Sturmangriffe, noch Brandkugeln konnten der Beste bekommen. Wenn Silberberg heute auch seine Rolle als Schutz und Bollwerk ausgespielt hat, so ist dem Städtchen doch eine andere, vielleicht gleichhoch zu achtende Bedeutung zuteil geworden. Diese Bedeutung wird derjenige zu schätzen wissen, der je in ihren Mauern gewellt, und der den unvergleichlich schönen Rundblick genoß, den ihre Höhen bieten. Silberberg hält heute ebenso wie die Eulenbaude eine Schülerherberge, deren Besuch von Jahr zu Jahr zunimmt, und deren Kosten von dem Verbands getragen werden. Groß ist die Zahl der Touristen, die Silberberg aufsuchen, und der Eulengebirgsverein Silberberg selbst hat trotz der bescheidenen Mittel, die ihm zur Verfügung stehen, außerordentlich viel für die Anlage und Zeichnung von Wegen getan. Der Donjon-Hof ist mit Bäumen bepflanzt; in den inneren

Räumen entstand ein Restaurant, das heute durch Umbau und Vergrößerung der Lokalitäten eine äußerst anheimelnde und moderne Einrichtung aufzuweisen hat, und wo man trefflich verpflegt wird. Seitdem im Jahre 1901 die Festung in den vollständigen Besitz der Kommune gelangt ist, hat sie sich ganz besonders bemüht, die hauptsächlichsten Werke, besonders den Donjon, vor dem Verfall zu bewahren. Die Kosten für die Renovation der bedeutendsten Partien des Riesenwerkes wurden s. Zt. durch eine Lotterie beschafft. Durch die 1902 eröffnete Endstation der Eulengebirgsbahn ist Silberberg bequem zu erreichen; inzwischen ist Ende 1908 auch die Bahnstrecke Silberberg-Frankenstein dem Verkehr übergeben worden; hoffentlich erfüllen sich auch dadurch die Erwartungen der Bewohner des kleinen, sonst so stillen Städtchens, daß durch das hierdurch neuererschlossene schöne Waldgebiet Silberberg als Ausflugsort noch mehr begehrenswert erscheint.

Auf der Südseite des Eulengebirges, die sich nach der Grafschaft wendet, liegt, unweit der interessanten Stadt Neurode, das kleine Bad Centnerbrunn. Lockend grüßt der Bergkamm hinüber, wo man sich tagelang im wilden Urwald verlieren kann und doch bald wieder in die Wohnstätten zurückgelangt, die sich hier bis in die Hochtäler erstrecken. Günstige klimatische Verhältnisse, die durch die umgebenden Bergwälder geschützte Lage des Bades, welche den Zutritt rauher Winde wehrt, andererseits die Luft füllt mit den Ausströmungen der Nadel-



Eulengebirgswald

hölzer, machen Centnerbrunn zu einem ebenso angenehmen, als gesunden Aufenthalt. Die 1836 entdeckte Hauptquelle entspringt auf dem Centnerberg; sie wird als Tafelwasser Centnerbrunn, das heute zu den beliebtesten natürlichen Sauerbrunnen zählt, auf den Markt gebracht. Für Freunde stillen Naturgenusses ist Centnerbrunn wie geschaffen; weitab von dem Geräusch des Tages bietet es dem Ermüdeten ein idyllisches Asyl.

Viel schöne Punkte, die ein kräftiges Heilmittel gegen das Ungemach des Lebens bilden, und die die Sorgen des Alltags vergessen lassen, ließen sich noch anführen; so das idyllische Neubiellau, das man am besten von der Großen Buche aus durch den Tiefengrund besucht. Sein blau-grüner Duft über den üppig sprossenden Fichtenschonungen öffnet dem Naturfreunde das Herz, und die steil aufsteigenden Stämme mit dem dunklen Grün und dem feierlichen Rauschen in ihren Wipfeln verkünden Harmonie und Gesundheit. Ueberaus imposant erhebt sich das 1903 mit großem Kostenaufwande errichtete Sanatorium Ulbrichshöhe in Steinseiffersdorf, schon von weitem den Wanderer grüßend.

Durch das enge Steinseiffersdorfer Tal, vorbei an dem 1907 neu erbauten Gast- und Logierhaus Lindenruh gelangen wir nach dem romantisch gelegenen Schmiedegrund, weiter hinauf nach den echten Gebirgsdörfern Friedrichshain und dem höchsten Gebirgsort des Kreises, dem Dorfe Raschbach, das direkt unter der hohen Eule liegt und den ausgeprägten Charakter des Gebirgsdorfes trägt.

Reich an Eindrücken ist eine Durchstreifung des Eulengebirges; sie gewährt wanderlustigen Touristen tiefe Einblicke in die anziehende Natur, und gerade der eigenartige Wechsel zwischen Wildnis und Kultur macht das Eulengebirge so anziehend. Dank der Tätigkeit der Eulengebirgsvereine durch Wort und Schrift sind die Schönheiten der Eulengebirgsnatur in den letzten Jahren in weitere Kreise gedrungen. Die Dörfer, lange Jahre nur als Wohnsitz armer Weber gekannt, nehmen ein freundliches Aussehen an und richten sich mehr und mehr zur Aufnahme von Sommerfrischlern ein. Damit erscheint auch ein Faktor gegeben, die alte Webernot mit lindern und vielleicht ganz verschwinden zu lassen.

## Paupers Lied

(Aus dem ungedruckten Epos „Rübezahl“)

Arm bin ich, nenn' nichts mein Eigen,  
Mein ist nur des Lebens Mut  
Und ein stillzufriedenes Wandern  
In der reichen Sonnenglut.

In den Händen trag' ich fröhlich  
Meinen derben Knotenstock,  
Danke Gott, daß mir nicht wurde  
Zepter und des Königs Rock.

Um des Hauses Siebel kümmer  
Sich der andern öder Geiz,  
Daß der Wind in meinen Locken  
Spiel, das ist mein einz'ger Reiz.

In dem Herzen schlag mir ewig  
Jung ein sorgenfreies Blut,  
Fahrt dahin ihr Liebesträume  
Die ihr raubt des Mannes Mut.

Mag an einem Ort nicht bleiben,  
Muß hinaus ins weite Land,  
Meinen Blick soll nimmer engen  
Eines Tales Bergeswand.

Arm bin ich und doch unendlich  
Reicher als so mancher Mann,  
Der in Gold und Glück und Gabe  
Sorgenschwer nur wandeln kann.

H. A. Konrad